Gesammelte
Erzählungen

von

Alexander Herzen,

Verfasser von „Aus den Memoiren eines Russen: Im Staatsgefängniß; Petersburg und Nowgorod; Jugenderinnerungen;" „Briefe aus Italien und Frankreich;" „Rußlands sociale Zustände;" „Vom andern Ufer" u. s. w.

Erster Theil.

Unterbrochene Erzählungen.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Unterbrochene

Erzählungen

von

Alexander Herzen,

Verfasser von „Aus den Memoiren eines Russen: Im Staatsgefängniß; Petersburg und Nowgorod; Jugenderinnerungen;" „Briefe aus Italien und Frankreich;" „Rußlands sociale Zustände;" „Vom andern Ufer" u. s. w.

Aus dem Russischen

übersetzt von

Malwida von Meysenbug.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1858.

Vorrede.

An Marie R.....

— — — Und Sie glauben also, daß ich Alles so drucken lassen soll, abgesehen davon, daß die eine Erzählung kaum angefangen, die andere nicht beendigt ist? Es ist in der That besser; ein ungedrucktes Manuscript genirt, es ist etwas Mißlungenes, Schwaches, ein Brief, der nicht an seine Adresse, ein Ton, der nicht bis an das Ohr gelangt ist.

Erlauben Sie denn auch, daß ich Ihnen diese verwelkten Blätter widme.

Sie werden nichts Neues in ihnen finden; es ist Ihnen Alles darin bekannt: die Originale der blassen Copien, das jugendliche Lachen vergangener

und die Trauer der gegenwärtigen Zeit und sogar das, was zwischen den Zeilen steht. —

Nehmen Sie sie auf, wie man alte Freunde nach langer Trennung aufnimmt, ohne ihre Mängel zu bemerken, ohne sie einem zu strengen Urtheil zu unterwerfen.

London, 31. December 1853.

Iskander.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Die Pflicht über Alles.

I.

Vor der Pforte.

Der Sohn von Michael Stepanowitsch Stoligin war vierzehn Jahre alt — — aber halt! damit kann ich nicht anfangen; um Theil an dem Sohn zu nehmen, muß man erst den Vater kennen, muß man erst überhaupt irgend etwas von der ausgezeichneten und interessanten Familie Stoligin wissen. Ich würde sogar gern meine Leser ausführlich mit ihnen bekannt machen, wenn ich nur wüßte, wie ich es anzufangen hätte.

Es fiel mir ein, daß ich mit den historischen Ueberlieferungen dieses bekannten Geschlechts anfangen könnte. Ich wollte leichthin erwähnen, wie Trifon Stoligin es so weit brachte, innerhalb zweier Wochen drei Eide zu schwören, zuerst einen an Wladislav, dann einen an den Tuschinskischen Räuber*),

*) Der zweite Pseudo-Demetrius.

dann, ich weiß nicht mehr an wen und wie er sie alle Drei betrog. Ich wollte ihre großen Reichthümer beschreiben, ihre Dörfer, deren Kirchen herrlich mit den gütigen und friedlichen Gaben der Gutsherren ausgeschmückt waren, welche Letztere, dem Anschein nach, in weltlichen Beziehungen nicht so freigebig zu sein schienen, wenigstens schienen die halbzerstörten, schiefen, schlechtbedeckten und mit Balken gestützten Häuser dem zu widersprechen; aber da ich fürchtete, die Aufmerksamkeit meiner Leser zu ermüden, so beschloß ich bescheiden nicht weiter zurück anzufangen, als bis vor der Pforte des großen Moskauischen Hauses von Michael Stepanowitsch Stoligin, welches auf der Jause lag. Vor dem steinernen Haus war eine Mauer, die Pforten waren von dickem Holz, an der einen Seite ein wirklicher Eingang, an der andern ein scheinbarer, nur der Symmetrie wegen; im Innern stand eine Bank, auf der Bank saß ein schäbiger Alter, dem Anschein nach ein Bettler.

Dieser Alte war aber kein Bettler, sondern der Hausknecht von Michael Stepanowitsch.

Zweiundfunfzig Jahre waren seit der Zeit vergangen, wo Efimka als ein blühender Jüngling zum ersten Mal mit dem Besen in den Händen und bitteren Thränen in den Augen aus dieser Pforte kam. Ein Onkel von Michael Stepanowitsch hatte,

als er einst seine Güter besuchte, ihn aus Simbirsk mitgebracht, nicht deshalb, weil er den Knaben nöthig gehabt hätte, sondern weil ihm das gute Aussehen Efimka's gefiel; er hatte daher beschlossen, sein Glück zu machen, und hatte diesen Vorsatz glänzend ausgeführt, wie wir sehen werden. Efimka fegte vor der Thür, als er noch ein Jüngling war, er fegte, als ihm der Bart sproßte, er fegte, als der Bart ihm voll ausgewachsen war, er fegte noch immer, als derselbe anfing grau zu werden und als er völlig grau geworden war und nun, mit schon ganz gelbem Bart, mit Beinen, die unaufhörlich zitterten, mit Augen, die schlecht sahen, fegte er noch. Eins nur war ihm von der Jugend her geblieben: der Name Efimka*); es war wirklich merkwürdig, daß dieser patriarchalische Name nie in Efim überging. In dem Maaße, als er sich an sein einsames Leben gewöhnte, als die Leidenschaft für den Hof und die Straße bei ihm wuchs und sich bis zu dem Grade entwickelte, daß er zwei bis drei Mal des Nachts aufstand und den Hof mit der forschenden Neugierde eines Hundes überschaute, ungeachtet die Hofthüren geschlossen und zwei wirkliche Hunde von der Kette losgelassen waren — in dem Maaße ver-

*) Diminutiv von Efim.

gingen in ihm Lebendigkeit und Fröhlichkeit, der Kreis seiner Ideen wurde enger und enger und seine Gedanken trübten und verwirrten sich. Einmal, ungefähr zwanzig Jahre vor dem Anfang unserer Erzählung, kam ihm die Narrheit in den Sinn, sich mit der Tochter des Kutschers verheirathen zu wollen; sie hatte nichts dagegen, aber der Gutsherr erklärte, daß dies nur ein Spaß sein könne, ob er den Verstand verloren habe, in seiner Lage heirathen zu wollen — damit endete die Sache. Efimka war traurig, sprach mit Niemand ein Wort darüber und fing an zu trinken. Mit dem Alter wurde er ein sanftes, ruhiges Thier, das von der Kälte und von Schmerzen im Kreuz litt und sich mit Trinken und Tabaksschnupfen erheiterte, wozu ihm der Tabak von dem Nachbar Krämer dafür geliefert wurde, daß er vor seinem Laden die Straße kehrte. Andere starke Leidenschaften hatte er nicht, wenn wir nicht seine unendliche Unterwürfigkeit gegen Jeden, der ihm irgendwie befehlen wollte und seine unbegränzte Furcht vor Michael Stepanowitsch für eine Leidenschaft nehmen wollen.

Man kann nicht sagen, daß die Berührungen Efimka's mit Michael Stepanowitsch besonders häufig oder wichtig gewesen wären; sie beschränkten sich auf strenge Zurechtweisungen und schreckliche Drohungen

darüber, daß das Pflaster verdorben würde, daß die Pfeiler des Trottoirs beschädigt wären durch das Anstoßen der Telegen und Schlitten u. s. w. — Efimka fühlte seine Schuld und gedachte mit Seufzen der gesegneten Zeit, als die Straßen nicht gepflastert waren und die Trottoirs nicht ausgebessert zu werden brauchten aus dem einfachen Grunde, weil keine da waren.

Eine Berührung anderer, angenehmerer und feierlicherer Art fand jedes Jahr einmal statt. Am Osterfest kam die ganze Dienerschaft, um sich mit dem Herrn in Christus*) zu begrüßen. Dann verwandelte Michael Stepanowitsch, der gewöhnlich mürrisch und gereizt war, seinen Zorn in Gnade und gab seinen Dienern gute Worte, wahrscheinlich als Ersatz für andere Gaben. „Erinnerst du dich?" sagte Michael Stepanowitsch, indem er sich den Mund nach dem Christuskuß abwischte, jedes Jahr zu Efimka, „erinnerst du dich, wie du mich im Handschlitten fuhrst und mir Schneeberge machtest?" Bei diesen Worten hüpfte dem Alten vor Freuden das Herz und er antwortete eilig: „Ja Herr, mein gnädiger Herr! wie sollt' ich mich nicht erinnern! Das

*) „Sich zu bechristen" wie es auf Russisch heißt, d. h. sich mit dem Gruß: „Christ ist erstanden", zu küssen und ein rothes Ei mit einander zu wechseln.

war noch bei Lebzeiten des seligen Onkels Ew. Gnaden, des Leff Stepanowitsch, ich erinnere mich dessen, als wenn es gestern gewesen wäre."

„Nun gerade nicht gestern", erwiederte Michael Stepanowitsch lächelnd, „es mögen wohl an funfzig Jahre her sein. Sieh Efimka, es mag nun Feiertag sein oder nicht, die Straße muß aber gefegt werden und höre: es schleichen jetzt viel Müssiggänger umher — daß du mir nur in der Dämmerung die Pforte schließest. Die Pflastersteine werden doch nicht gestohlen werden?"

„Ich hüte sie wie mein eigenes Auge, gnädiger Herr, des Nachts sogar geh ich zwei-, dreimal nachzusehen", antwortete der Hausknecht und der Herr gab ihm ein Zeichen, daß er gehen könne, nachdem er ein rothes Ei für das seinige getauscht hatte. Mit diesem periodisch wiederkehrenden Gespräch endeten die direkten Beziehungen der zwei Zeitgenossen, die seit funfzig Jahren unter demselben Dache lebten. Efimka war sehr zufrieden mit diesen aristokratischen Erinnerungen und gewöhnlich erzählte er am Abend des ersten Feiertags, wenn er schon nicht mehr ganz nüchtern war, in der schmutzigen, heißen Kutscherstube, irgend Einem, wie die Sache eigentlich gewesen sei: „Da denk' nur 'mal Einer, was Michael Stepanowitsch für ein Gedächtniß hat! Da erinnert er

sich noch (und es ist Alles genau so gewesen), wie ich ihn in den Handschlitten setzte, wie ich ihn fuhr und wie er mit der kleinen Peitsche darauf loshieb — ach Gott — wenn man denkt, wie viele Jahre das sind!" Und er schüttelte den Kopf, wickelte sich die Fußleinen auf und schlief auf dem Ofen, auf seinem Rock liegend, (ein Bett hatte er sich in diesem halben Jahrhundert des Dienstes noch nicht erwerben können) ein, indem er über die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens und über die Unveränderlichkeit einiger geselliger Stellungen, wie unter anderem die eines Hausknechts, nachdachte. Und so saß Efimka bei der Thüre. Er fing endlich, mehr zu seiner Befriedigung als um des Nutzens willen, an, das schmutzige Wasser mit dem Besen in den Kanal zu kehren, darauf schnupfte er Tabak, setzte sich wieder, schaute vor sich hin und schlief ein. Wahrscheinlich würde er lange geschlafen haben in der Gesellschaft eines Hofhundes von plebejischer Race, schwarz mit weißen Flecken, langen, breiten, haarigen Ohren, deren eines zerbissen war und dessen Seite er aufnehmen konnte, um damit die Fliegen wegzuscheuchen — wenn sie nicht Beide von einer Frau in mittleren Jahren aufgeweckt worden wären.

Diese Frau, gut gekleidet, mit einem Hut auf dem Kopfe und einem Schleier vor dem Gesicht,

zeigte sich schon seit einiger Zeit auf der Straße; sie ging langsam auf dem gegenüber liegenden Trottoir hin und beobachtete mit unruhiger Aufmerksamkeit, was auf dem Hofe von Stoligin vor sich ging. Es war dort Alles ruhig, nur der kleine Kossack im Vorhaus knackte Nüsse, und der Kutscher reinigte das Pferdegeschirr nahe beim Stalle und rauchte aus einer kurzen Pfeife, aber auch dieses Wenige schien ihr noch zu bedenklich zu sein, sie ging vorbei und zeigte sich nach etwa einer Viertelstunde wieder auf dem Trottoir, wo Efimka schlief. Der Hund erwachte und stürzte plötzlich, mit allen Zeichen hündischer Freude, auf die Frau los, sie aber entfloh seiner Zärtlichkeit und ging davon so schnell sie konnte. Dann, nachdem sie noch einmal überschaut hatte was im Hofe geschah, entschloß sie sich zu Efimka zu gehen und rief ihm zu: „He da!“ worauf Efimka murmelte: „Was wollt ihr?“ Er war nicht so glücklich wie sein Freund mit dem geschlitzten Ohr und wußte nicht, mit wem er redete.

„Efimuschka*),“ fuhr die Unbekannte fort, „rufe mir Kirilowna hierher.“

„Nastasia Kirilowna? und was soll sie?“ fragte der Hausknecht, indem er sich etwas aufrichtete.

*) Ein höflicher Diminutiv.

„Kennst du mich etwa nicht mehr?"

„Ach du himmlische Mutter", antwortete der Alte und stand von der Bank auf, „was hab' ich doch für Augen, Herrin! Ich erkenne Niemand mehr, vergieb Herrin, man kommt ganz von Verstand auf seine alten Tage; ich bin zu nichts mehr nütze."

„Höre, Efimka, ich habe nicht viel Zeit, wenn du mir Nastasia rufen könntest" —

„Ich höre, Herrin, ich höre, du brauchst sie — es ist Alles möglich, ich würde gleich für dich zu ihr laufen — aber sieh, du meine Herrin" — hier schüttelte der Alte seine gelben Haare — „wenn es nur Tit Trofimowitsch nicht erfährt!" Die Frau sah voll Mitleid auf ihn und schwieg, der Alte fuhr fort: „Ich fürchte mich, o ich fürchte mich, Herrin! meine Knochen sind alt und meiner Jahre sind viel und da ist da unser Kutscher — der führt dir, bei Gott, so eine schwere Hand, daß man Gott seine Seele befehlen kann und aufhören wird seine Christenpflicht zu erfüllen, wenn man in den Stall muß."

Der Alte hatte seine Rede noch nicht vollendet, als aus der Thür eine alte, magere, halbblinde, ganz mit Runzeln bedeckte, grauhaarige Frau hervoreilte. „Ach Herrin, hör' doch nicht auf die alte Eule da! komm mit mir, ich werde dich führen; ich erkannte meine Herrin aus dem Fenster, an deinem

Gang erkannte ich dich; das Herz schlug mir so! Da kommt unsere Herrin, flüsterte ich mir selbst zu und als ich zu Anatol Michailowitsch laufe, begegne ich halbwegs dem Kossacken Johann, das ist so ein tückischer Mensch hier bei uns, so ein abscheulicher Spion, den frage ich: „Schläft der Herr?“ „Er schläft noch! Daß ihn der Teufel hole! — Verzeih! es schickt sich nicht, das vor dir zu sagen.“

Alles dieses sprach sie so eilig und begleitete es mit so starken Gesten, daß Maria Valerianowna nicht dazu kommen konnte den Mund aufzuthun und sie endlich mit der Frage unterbrach: „Nastasia, ist er gesund?“

„Nun freilich, Herrin! er ist nur so sehr mager. Was ist das aber auch für ein Leben! Unser Ungeheuer hat dich nur genommen um Jemand zu haben, über den er seine Bosheit ausgießen kann, abscheulicher Bösewicht der er ist, ein Rost, der selbst das Eisen frißt. Und Anatolchen Michailowitsch, du weißt was er für ein Gemüth hat, ganz wie seine Mutter, Gott behüte! Und er nimmt sich Alles so zu Herzen!“

Maria Valerianowna wischte sich schnell die Thränen aus den Augen und flüsterte: „Gehen wir, Nastasia?“

Nastasia befahl Esimka auf das Strengste

an, wenn Tit den kleinen Kossacken schicken sollte, um zu fragen mit wem sie gesprochen habe vor der Pforte und wer mit ihr gegangen sei, zu sagen, es sei die Näherinn, Olga Petrowna gewesen, welche am Pokrowskischen Thore wohne. Darauf führte sie Maria Valerianowna durch die Pforte nach dem hinteren Flügel des Hauses und eine dunkle Treppe hinauf, welche seit Erbauung des Hauses vielleicht niemals gekehrt worden war. Diese Treppe führte zu einer kleinen Kammer, die der Nastasia übergeben war; diese Kammer war das Ziel ihrer Wünsche, der Gegenstand ihrer Sehnsucht während eines Zeitraums von fünfzehn Jahren gewesen. Niemand im Hause hatte ein eigenes Zimmer, ausgenommen Tit. Michael Stepanowitsch bewilligte ihr endlich, sie in Besitz nehmen zu dürfen unter der Bedingung, sie nicht als ihre Eigene anzusehen, niemals darin zu sitzen und nur ihre Habseligkeiten darin aufzubewahren. In diesem kleinen Zimmer stand ein ebenfalls kleiner, hölzerner Tisch, auf welchem eine Theemaschine stand, die mit einem leinenen Tuch zugedeckt war; bei demselben standen ein Theetopf und zwei umgekehrte Tassen. An der Wand sah man zwei Köpfe mit schwarzer Kreide gezeichnet hängen; der eine stellte eine verrückte Frauensperson dar, welche mit fürchterlich stieren Blicken aus dem Bilde her-

aussah und Schlangen statt der Haare hatte; man konnte sich denken, daß es die Absicht gewesen war, Medusa vorzustellen. Der andere Kopf war der irgend eines Gensdarmen in einem Helm, wahrscheinlich aus einem Wasserbade hervorkommend, nach seinen nackten Schultern zu urtheilen; sein Gesicht war furchtbar regelmäßig, die Nase in der Art einer jonischen Säule, die umgekehrt ist, mit den Voluten nach unten; er legte den Kopf fest auf die eine Seite. Der Gensdarm war Alexander von Macedonien.

Maria Valerianowna aber stand vor diesen Bildern, die offenbar von einer Kinderhand gezeichnet waren und konnte sich nicht länger bezwingen. Sie bedeckte die Augen mit dem Taschentuch und Nastasia weinte mit von ganzem Herzen, indem sie sagte: „Ja die gab er mir zum Namenstag, mein Liebling."

„Wenn aber Jemand hierher kommt, Nastasia, was sollen wir thun?"

„Nein beunruhige dich nicht, Mütterchen, der Spion ist nicht zu Hause. Der Starost ist gekommen, mit Wagen voll Holz ist er gekommen, da ist er mit dem in's Wirthshaus gegangen; das ist auch ein Schöner! Ein Gewissen hat der Kerl auch nicht; zwei Portionen Thee*) trinkt er, wie

*) Im Russischen fordert man immer ein Paar Tassen.

sich's gehört, mit französischem Spiritus und dazu fordert er noch eine Flasche weißen Wein und Fische und Kaviar — wie nur sein Bauch Alles das verträgt, er ist mehr als sechszig Jahre alt! Und bescheiden ist er nun mal gar nicht! Da bringt er auch noch einen Sohn mit, der muß auch noch regalirt werden. Aber der junge Taugenichts wird der Rekrutirung nicht entgehen. So lange der alte Hund noch lebt, so lange bleibt Alles ruhig, aber wenn Gott 'mal seine Seele zu sich nimmt, dann werden wir Alles an's Licht bringen, wie die fünf Rubel beim Kutscher gestohlen sind" — — —

Die lange Rede in Titum endete plötzlich, als ein junger Mensch, wohl gebaut, angenehm aussehend und bleich vor innerer Bewegung, sich, ohne ein Wort zu sagen, Maria Valerianowna in die Arme warf und seinen Kopf an ihrer Brust verbarg; sie streichelte seine Haare, lächelte, weinte, küßte ihn: „Nun grüß dich Gott, grüß dich Gott," sagte sie; „aber laß mich dich auch ansehen" — und sie blickte ihn lange an mit dem zärtlichen heiligen Entzücken, mit dem nur die Liebe einer Mutter blicken kann. Sie war glücklich; er war so gut, seine Züge waren so unschuldig, rein und offen; sie sagte ihm: „Mein Freund, wie mager du bist! Bist du wohl?"

„Ich bin ganz wohl, Mutter", antwortete der

junge Mann, „ich fürchte nur, daß Papa es erfahren und mich fragen wird!“

„J Väterchen!“ unterbrach ihn die Amme, „du bist schon so verständig und kannst nicht einmal eine Antwort darauf geben. Um die Wahrheit zu sagen, dein Papa bildet es sich nur ein, daß ihn Niemand auf der Welt anführen kann; die ganze Dienerschaft hintergeht ihn.“

Der junge Mensch antwortete nicht, aber er machte eine Bewegung wie sie nervöse Leute machen, wenn man mit einem Messer auf dem Teller kratzt.

II.

Der Onkel Leff Stepanowitsch.

Es scheint daß, so gut ich auch meine Geschichte anfing, ich doch wieder zurückgehen muß, weit zurück, um die Scene zu erklären, die in dem kleinen Zimmer von Nastasia vor sich ging.

Fangen wir da an, wo die Erinnerungen Efimka's aufhörten: als er den jungen Herrn im Handschlitten führte bei Lebzeiten seines Onkels. — Leff Stepanowitsch verdient es schon darum, daß wir mit ihm anfangen, weil er, ungeachtet seiner ganzen patriarchalischen Wildheit, doch der erste zahme Repräsentant der Stoligin war. Dies verdankte er der blinden Liebe der Eltern für seinen jüngsten Bruder. Sie würden sich niemals entschlossen haben Stepanchen in den Dienst gehen zu lassen, ihn in fremde Hände zu geben. Leff hingegen bedauerten die Eltern nicht und sobald er nur den Cursus seiner Erziehung beendigt, d. h. gelernt hatte Russisch zu lesen und gegen alle Regeln der Orthographie zu schreiben, sandten sie ihn nach Petersburg.

Nachdem er an zehn Jahre in den Garden gedient hatte, ging er in den Civildienst über, wurde Rath, in der Folge Präsident irgend eines Collegiums und stand in der größten Gunst bei seinen Zeitgenossen. Sein Patron, der sich mit großer Klugheit lange im Amte zu erhalten gewußt hatte, während der klassischen Zeiten von Peter I. an bis zu Katharina II., wo man ebenso schnell erhoben als gestürzt wurde, die Zeiten der Thronbesteigungen und Thronentsetzungen, verlor endlich auch das Gleichgewicht und zog sich auf seine kleinrussischen Besitzungen zurück. Sein Gehülfe und Nachfolger Leff Stepanowitsch trennte wohlweislich bei Zeiten sein Schicksal von dem Schicksale des Patrons, verheirathete sich wohlweislich mit der Nichte eines anderen Zeitgenossen, welche dieser sonst nicht anzubringen wußte und endlich, was noch weiser war als alles Andere, nahm Leff Stepanowitsch, nachdem er Ritter des Annenordens geworden war, seinen Abschied, kehrte nach Moskau zurück, um seine Vermögensverhältnisse zu ordnen und wurde von Allen als ein ehrlicher, guter, solider und thätiger Mann geachtet. Man muß nicht denken, daß bei seinem Rückzug irgend eine Berechnung oder diplomatische Rücksicht im Spiele war. Der stärkste Beweggrund dafür war, daß es ihn in

einen heimischeren Kreis zurückrief. In Petersburg war ihm, ungeachtet seiner Erfolge, Alles fremd geblieben, als wenn er nur zu Gaste dort gewesen wäre; er sehnte sich nach Ruhe in der geehrten Wohlhabenheit des gutsherrlichen Lebens, er sehnte sich darnach, nach seinem eigenen Willen zu leben. Seine Eltern waren längst todt, Stepan war abgefunden; das Besitzthum, welches Leff Stepanowitsch zugefallen war, war eines der reichsten in der Umgegend von Moskau, an hundert Werst von der Stadt, an der Moskwa. Wie sollte er nicht gern in seinen Birken- und Lindenwald gehen, in sein altes väterliches Haus, wo die Dienerschaft voll Unterwürfigkeit war und das erschrockene Dorf ihm mit Furcht und Zittern begegnete, sich vor ihm bis zur Erde bückte und ihm die Hände küßte?

In Moskau blieb er nicht lange; er errichtete auf der Jause anstatt des hölzernen Hauses ein steinernes Gebäude und ging nach Lipoffsky, von wo er nur selten zurückkehrte, um nach dem Bau zu sehen. Der Wirthschaft nahm sich Leff Stepanowitsch mit Eifer an; er hatte im Dienst sein Vermögen nicht nur nicht verringert, sondern hatte im Gegentheil zu den ererbten tausend Seelen noch anderthalbtausend hinzugekauft; und jetzt, obgleich nicht sehr in der Wissenschaft der Agronomie bewandert,

verwandelte er sich mit einem Male in einen vernünftigen Gutsherrn, mit derselben Leichtigkeit, mit der er sich aus einem Kapitain der Leibgarde in Zeit eines Jahres in einen thätigen Rath verwandelt hatte. Er verdoppelte sein Vermögen und verbesserte den Zustand der Bauern. Er half mit Brod aus, gab ihnen Hafer zur Saat und frische Kühe oder Pferde an die Stelle der gefallenen; nun dafür aber mußten sie auf ihrer Hut sein! Ehe man sich versah, erschien der Gutsherr mit dem Starost und den Zehnten *) auf dem Hofe: „He du, Akulina! zeig uns die Milchtöpfe her, sind die gewaschen?" Die Frau wurde gleich bestraft. „Und du Nefedka, zeig uns den Pflug und auch die Egge, führe das Pferd herbei!"

Mit einem Wort, er erzog sie, wie man unvernünftige Kinder erzieht und die Bauern sprachen noch lange nach seinem Tode „von der Ordnung des alten Herrn," hinzufügend: „Gnade übte er nicht, nun er war aber doch ein weiser Mann, er kannte alle unsere ländlichen Geschäfte vollkommen und vom Recht ging er nicht ab; das war ein Lehrer!"

Dienstboten hielt er ohne Zahl und Maaß;

*) Eine Art Bauernpolizei.

da waren Knaben einzig nur beschäftigt am Tage die Nachtigallenkäfige zu reinigen und des Nachts auf dem Hof zu sorgen, daß die Hunde nicht in der Nachbarschaft des Herrenhauses bellten. Da waren Mädchen, deren ganze Beschäftigung darin bestand, im Winter das Wasser von den Fensterrahmen wegzuputzen und im Sommer die Kohlen und die metallenen Töpfe für das Einmachen der Früchte herbeizutragen. Es muß aber bemerkt werden, daß diese Menge von Dienerschaft keineswegs besonders große Ausgaben für ihn herbeiführte. Alles, von ihnen selbst anzufangen, wurde im Hause gemacht; Roggen, Buchweizengrütze, Erbsen und Kohl, und nicht allein die Nahrung — starb eine Kuh, so wurde die Haut weggegeben und der Schuster machte dem Schneider Stiefeln, während dieser ihm eine Jacke aus im Haus gemachtem Tuch, von marengo-grauer Farbe und weite Beinkleider aus ungebleichter Leinwand, welche die Arbeit der Frauen war, zuschnitt. Bei alledem hatte Leff Stepanowitsch das unbestreitbare Talent, die Dienstboten zu erziehen, ein Talent, welches in unserer Zeit ganz verloren gegangen ist; er flößte ihnen schon in seinen jungen Jahren solche Furcht ein, daß selbst sein Günstling und Schmeichler, der Kammerdiener Tit Trofimoff (der Schrecken der

ganzen Dienerschaft, der selbst nicht immer die Befehle des Herrn beachtete), in Augenblicken der Offenheit und herzlicher Mittheilung bekannte: daß er nicht ein Mal in das Schlafzimmer des Herrn ginge, ohne ein besonderes Gefühl von Furcht; besonders am Morgen, wenn er noch nicht wisse in welcher Stimmung Leff Stepanowitsch erwacht sei. Zu verwundern war das nicht. Tit besaß den Vortheil und die Ehre der herrschaftlichen Gunst nicht umsonst, besonders weil er so oft vor den Augen seines Herrn erschien. Leff Stepanowitsch war ein charaktervoller Mann; er hielt es nicht für nützlich sich zu bezähmen und wenn er des Morgens mit rothen Augen zum Thee kam, so wagte selbst Maria Petrowna lange nicht ein Gespräch anzuknüpfen. In diesen „charaktervollen" Augenblicken gab er es Tit gut; er pflegte ihn zu schlagen und ihn dann zur Herrin zu schicken. „Geh," sagte er ihm, „zeige ihr dein Gesicht und sage ihr, so müsse man die Narren belehren und Menschen aus Vieh machen." Für Maria Petrowna dienten ähnliche Vorfälle zur Erheiterung in ihrem langweiligen, einförmigen Leben, zuweilen fand sie auch sogar eine Art Befriedigung in der Demüthigung des hochmüthigen und eingebildeten Tit.

In Wahrheit: der Zerstreuungen in ihrem Le-

ben waren wenige, besonders der weltlichen. Gott hatte ihnen keine Kinder gegeben. Sie versuchte es sich wahrsagen und besprechen zu lassen, sie trank alle möglichen bösen Mixturen, ging zu Fuß nach dem Kloster der heiligen Dreieinigkeit, schickte Tit's Schwester nach dem Grab der Heiligen in Kiew, um einen Ring von dem Sarge der Märtyrer, die durch Barbaren getödtet waren, zu holen — Alles umsonst! Kinder bekam sie doch nicht. Man kann nicht sagen, daß Leff Stepanowitsch besonders unglücklich deshalb gewesen wäre, aber er erzürnte sich darüber, wie über eine Unordnung und machte in den Augenblicken des Zorns seiner Frau in ziemlich origineller Weise Vorwürfe, indem er sagte: „Gott gab mir eine Frau, die schlimmer ist als eine Blattlaus. Was ist eine Blattlaus? ein schmutziges Geschöpf, aber sie kriegt doch Kinder."

Bei alledem war das hochmüthige Bewußtsein in ihm sichtbar, daß er von seiner Seite nicht Schuld daran sei; und in der That, es wäre auch ohne schreiende Ungerechtigkeit schwer gewesen, Leff Stepanowitsch zu beschuldigen, wenn man die unverkennbere Aehnlichkeit der Kinder des Kochs mit ihm in Erwägung zog. Die Hauptsache, welche ihn erzürnte, war der Mangel eines Ziels beim Haushalte und bei der Verwaltung der Besitzungen.

„Ich arbeite Tag und Nacht," sagte er, „ich verdopple den Boden, ich halte Ordnung, ich besorge den Wald und verschleudere das Geld nicht, und wenn ich bedenke für was ich das thue, so weiß ich es selbst nicht. Gerade als ob ich nur für meines Bruders Sohn verwaltete, der wird es Alles in Empfang nehmen und mir nicht einmal dafür danken; ich kenne ihn, er artet auf die Mutter, das war eine pfiffige Frau und in ihm ist genug Sklaven-Blut. Indeß es ist meine Pflicht; dafür bin ich von Gott zum Gutsherrn gemacht, daß ich wirthschafte; dafür bin ich in dieser und jener Welt verantwortlich; aber besser wäre es immer, wenn ein wirklicher Erbe da wäre." Und Leff Stepanowitsch, auf einem Lehnstuhl sitzend, der mit abgeschabtem schwarzen Leder, von metallenen Knöpfen festgenagelt, überzogen war, schüttelte kummervoll den Kopf. Maria Petrowna weinte bitterlich über solche Reden und flüchtete sich von der irdischen Entbehrung zum geistlichen Trost.

Nahe bei dem herrschaftlichen Haus war, auf Kosten Leff's Stepanowitsch, eine steinerne Kirche mit drei Altären gebaut. Das Schlafzimmer der Herrschaft ging mit den Fenstern nach dem Glockenthurm; bei dem ersten Geläute kleidete sich Maria Petrowna eilig an und erschien früher als Alle in

dem Tempel Gottes. Leff Stepanowitsch kam später und das auch nur an den großen Festtagen und Sonntagen. Maria Petrowna im Gegentheil erschien bei allen Arten von Gotttesdienst, bei Begräbnissen, Taufen und Hochzeiten. Leff Stepanowitsch stand vorn, half den Geistlichen, sah mit prüfendem Blick auf die Ordnung, zog die lärmenden Knaben an den Ohren und belehrte dabei den Starost, wo man sich bekreuzen und wo sich bis zur Erde verneigen müßte. Er war ein Liebhaber und Kenner des Gottesdienstes; er lud einen jungen Diakonus zu sich in das Haus ein und lehrte ihn drei Monate lang jeden Tag, wie zu räuchern sei und die Stola mit Grazie aufzuheben, mit einem halben Umwenden nach den Altarstufen; der Diakonus machte die Grazie und das Halbumwenden wirklich so meisterhaft, daß die Kaufleute von Moschaih kamen, um ihn zu bewundern und fanden, daß der Jerodiakonus des Sawinen-Klosters dem Lipoffska'schen von fern nicht gleich käme. Dieses Kloster war dreißig Werst vom Wohnsitz von Leff Stepanowitsch entfernt. Er schickte fortwährend dorthin, nicht sowohl Reichthümer als solide Gaben, z. B. zehn Karren voll vorjährigen und etwas verbrannten Heus, Hafer, der untauglich zur Saat war, feuchtes und geschwärztes Holz u. s. w. Maria Petrowna ihrerseits machte Geschenke, die

auch mehr Werth hatten um ihres Eifers willen, als um sonst irgend etwas; sie schickte dem Kloster: Rosen- und Lavendel-Wasser, Ameisenspiritus, getrocknete Erdbeeren (die Mönche, die nicht wußten, was sie damit thun sollten, ließen sie auf Branntwein stehen), einige Gläser voll Schwämme, die so künstlich in den Essig gelegt waren, daß, von welcher Seite man sie auch betrachtete, immer nur die weißen Schwämme sichtbar waren, aber wenn man sie mit dem Löffel nahm, so bekam man nur Birkenschwämme oder Oliven. Die Mönche besuchten zuweilen das wohlthätige Haus des gottesfürchtigen Gutsbesitzers und fanden stets ein herzliches Willkommen von Seiten Maria Petrowna's, welche sie liebte und auch etwas fürchtete.

Andere Gäste erschienen beinahe niemals bei den Stoligin's. Außer ihnen Beiden lebten noch bei ihnen der Onkel Maria Petrowna's mit seiner Frau. Als Leff Stepanowitsch Petersburg verließ, lud er den Onkel seiner Frau zu sich ein, nicht den Haupt-Onkel, aber so einen greisen Onkel, der in der Zeit des Türkenkriegs am Kopf verwundet worden war und in Folge dessen das Gedächtniß, den Verstand und das Gesicht verloren hatte. Der Haupt-Onkel, der nicht wußte was er mit diesem machen sollte, beredete Leff Stepanowitsch dazu; obgleich

dieser da schon den Abschied hatte, wagte er es doch nicht, einem Würdenträger zu widersprechen. Der blinde Greis war mit einer Moldauerin verheirathet, bei welcher er, als Verwundeter, im Hause gelegen hatte; sie war auch nicht mehr in der ersten Jugend und, ungeachtet ihrer großen römischen Nase und ihrer starren Adleraugen, erfreute sie sich eines großen Seelenfriedens. Sie wurde von Stoligin bei der Einnahme des Flachses, der Leinwand, der Haselnüsse, beim Reinigen der Beeren, beim Trocknen der Kräuter, beim Einkochen der Schwämme beschäftigt. Maria Petrowna, indem sie für die Verwandten sorgte, war überzeugt, daß sie damit alle ihre Sünden tilge und ihrem Gebet Erhörung schaffen könne. Der Verkehr zwischen den Wirthen und Gästen war einfach und patriarchalisch. Maria Petrowna nannte den Alten Onkel, aber seine Frau nannte sie nicht nur nicht Tante, sondern sagte „du" zu ihr und erlaubte ihr, ihr in einigen Fällen die Hand zu küssen. Leff Stepanowitsch nannte sie beide „du" und wendete sich zu ihnen, wie es sich gehört sich zu Leuten zu wenden, die gänzlich von Einem abhängig sind, d. h. mit kalter Verachtung und mit einem beleidigenden Zurschautragen seiner Superiorität. Er behandelte sie wie Möbel, oder Dinge, die eben nichts nützen, an die man aber gewöhnt ist.

Den Morgen verbrachte der Blinde gewöhnlich in seinem Zimmer im Flügel des Hauses, wo er getrocknete Kirschenblätter mit ungarischem Tabak rauchte. Um 1 Uhr zog das Mädchen, das ihn bediente, ihm einen langen blauen Rock an, knüpfte ihm ein weißes Halstuch um und führte ihn in das Eßzimmer. Hier erwartete er, in der Ecke sitzend, den würdevollen Eintritt von Leff Stepanowitsch. Ein Kummer war es für den Alten, wenn er sich verspätete, denn dann bekam er nicht nur Vorwürfe, sondern auch Tanke, das Mädchen, das bei ihm und der Moldauerin diente. Man band dem Alten die Serviette um und setzte ihn an den Tisch, wo er geduldig wartete, bis Leff Stepanowitsch ihm das Gläschen Bittern zuschickte, in welches er ihm etwas Wasser goß. Bei Tisch wagte der Alte nichts zu fordern, aber er wagte auch nichts abzuschlagen; mehr als zwei Gläser Kwaß (die Hausherren tranken Kislim Schi, aber für den Onkel und die Tante brachte man den Kwaß der Leute, der sauer war wie Alaun) war ihm nicht erlaubt zu trinken. Aß man Melonen, so schnitt sich Leff Stepanowitsch das beste Stück ab und legte dem Alten die Rinde auf den Teller. Maria Petrowna that dasselbe mit der Moldauerin, indem sie bemerkte, daß es wirklich albern und beinahe eine Sünde sei zu denken, daß Gott die Melone

so geschaffen habe, daß nur eine Seite sich zur Nahrung eigne.

In den seltenen Augenblicken, wenn Leff Stepanowitsch fröhlich war, diente ihm der blinde Greis zum Stichblatt seiner Späße und liebenswürdigen Neckereien.

„Ah willkommen!" schrie er, „willkommen, Vater Xenofon! Ei Basilitsche, „so nannte er den Onkel, „du siehst nicht, daß Vater Xenofon zu dir kommt, dich zu segnen."

„Ich sehe es nicht, gnädiger Herr, ich sehe es nicht," erwiederte der Blinde.

„Da! auf der rechten Seite" und er schickte Tit hin um den Alten zu segnen und sich dann die Hand küssen zu lassen. Leff Stepanowitsch lachte bis zu Thränen, ohne zu bemerken, daß das Lächerlichste dieser Komödie das war, daß der Alte, mit dem scharfen Gehör, welches den Blinden eigen ist, sehr gut wußte, daß Vater Xenofon nicht gekommen war und sich nur zur Belustigung seines Beschützers so stellte, als ob er betrogen sei. Aber der Gipfel des Vergnügens für Stoligin war, an Festtagen auf den Teller des Alten irgend etwas von Fleisch zu legen und wenn dieser dann es mit ruhigem Gewissen gegessen hatte, ihn zu fragen: was das auf seine alten Tage bedeute? ob er in Moldau

zur türkischen Religion übergegangen sei, daß er an einem solchen Tage Fleisch esse?" Der Alte bekam Krämpfe, weinte, spülte sich den Mund aus, wurde krank — alles dies amusirte Stoligin außerordentlich.

Zuweilen erwachte aber auch in dem Alten ein Gefühl der menschlichen Würde und dann erinnerte er mit zitternder Stimme Leff Stepanowitsch daran, wie sündlich es sei einen Blinden zu betrügen und daß er bei alledem auch ein Edelmann und Major nach dem Range sei.

„Ew. Gnaden," erwiederte Stoligin, dem bei solch kühner Opposition das Blut in das Gesicht stieg, „geh doch zu deinem Regiment, wenn ich dir's nicht recht mache; verzeih mir großmüthig! es ist zu spät mich zu belehren, ich bin über das Alter hinaus; aber überdies halte ich dich ja nicht am Strick, geh in die Moldau auf die Güter deiner Frau."

„Leff Stepanowitsch," sagte dann sanft Maria Petrowna, „wie dem auch sei, er ist mein Onkel und dein Verwandter." —

„Oh wirklich?" erwiederte, noch wüthender, Stoligin. „Sag' doch, bitte, was für 'ne Neuigkeit das ist! Und weißt du, daß, wenn er nicht

dein Onkel wäre, so würde er nicht an meinem Tische sitzen, sondern unter meinem Tische."

Die erschrockene Majorin zupfte den Mann am Aermel, fing an zu weinen, bat um Verzeihung für den blödsinnigen Alten, der es nicht verstände die Wohlthat zu schätzen. Dem Alten tröpfelten auch Thränen herab auf die Wangen, aber recht bemitleidenswerthe Thränen, er war wie ein hülfloses Kind, das von grobem und betrunkenem Pöbel umgeben ist. —

Nach dem Mittagsessen legte sich der Hausherr hin um auszuruhen. Tit mußte bei der Thür stehen und wenn Leff Stepanowitsch in die Hände klatschte, ihm die Karaffe mit dem sauren Kwaß reichen. Zuweilen lief Tit auch während dieser Zeit in das Mädchenzimmer und beorderte mit ausdrücklicher Namensbezeichnung die eine oder andere der Mägde, Camillenthee aufzugießen und dem Herrn zu bringen, „weil er im Magen nicht ganz recht sei" und die Magd lief dann mit einiger Furcht zu Aga Iwanowna. Aga Iwanowna murmelte etwas zwischen den Zähnen und goß das übelriechende Kraut in den Theetopf. Maria Petrowna besuchte ihren Mann niemals zur Zeit seiner gastrischen Anfälle; sie beschränkte ihre Theilnahme darauf, zu fragen, wer den Camillenthee hingetragen habe, um sich bei Ge-

legenheit solcher Dienste und solchen Vorzugs zu erinnern.

Nachdem er den sauren Kwaß oder den Camillenthee getrunken hatte, erhob sich Leff Stepanowitsch, um auf den Feldern und bei den Arbeitern herumzuschlendern, und um sechs Uhr erschien er im Theezimmer, wo, an der Wand im großen Lehnstuhl, schon der blinde Major saß und Strümpfe strickte, die einzige vernünftige Beschäftigung, die ihm geblieben war. Zuweilen schlief der Alte ein, Leff Stepanowitsch fand dies natürlich unerträglich und schrie sogleich dem Mädchen zu: „Tanka, gieb Acht!“ und Tanka weckte den Alten, welcher, sich ermunternd, versicherte, daß er auch nicht hätte schlafen wollen, daß er aber in der Nacht vor Rückenschmerzen nicht hätte schlafen können.“

Nach dem Thee nahm Stoligin ein Spiel eben nicht sehr neuer Karten und spielte „Narr“ mit seiner Frau und der Moldauerin. Wenn er in besonders guter Laune war, so erzählte er während des Spiels, zum tausendsten Mal, dieselben Züge aus seinen aristokratischen Erinnerungen; z. B. wie der verstorbene Graf ihn geliebt, wie er ihm vertraut, wie er sich mit ihm berathen hätte; wie aber die Freundschaft Freundschaft sei und der Dienst Dienst. Er pflegte Einem zuweilen ein

gutes Bad zu geben und warf alle Papiere auf die Erde und schrie. Manchmal fühlte man, daß er Recht hatte und antwortete nichts, man ließ seinem Zorne freien Lauf. Er konnte es auch nicht ausstehen, wenn wir ihm antworteten; damals war es schrecklich, aber jetzt erinnere ich mich mit Dankbarkeit daran."

Mehr als Alles liebte er mit der größten Ausführlichkeit dabei zu verweilen, wie der Graf ihn zu Zeiten zum Fürsten Gregor Gregorewitsch schickte. „Des Morgens um fünf Uhr stand ich auf. Tit, der damals ein Junge war und, wie noch jetzt, nichts aß, was fett aussieht, war schon damals träge und dumm. Ich ging in das Vorzimmer und weckte ihn, damit er schnell zum Friseur liefe. Der Friseur kam und frisirte mich — man trug damals so drei Locken, eine über der andern; ich zog die Uniform an und ging zum Fürsten. In das Vorhaus eintretend, sagte ich dem Officianten, daß ich vom Grafen in einem Geschäft an Se. Hoheit geschickt sei. Der Officiant sah mich an, sah, daß ich mit zwei Lakaien kam und sagte: „Sie sind zu früh gekommen, der Prinz steht nicht vor zehn Uhr auf, um zehn Uhr wird Sie der Kammerdiener anmelden." Kann ich irgendwo warten? fragte ich. „Als wenn nicht Zimmer genug bei uns wären!

Bitte, gehn Sie in den Saal." Ich ging; die Diener fegten den Boden und wischten den Staub ab; ich saß in der Ecke und saß. — Nach ungefähr zwei Stunden kam der Sekretair oder der Kammerdiener und gerade auf mich zu: „Sie kommen vom Grafen?" Ja mein Herr, ja. — „Bitte, folgen Sie mir zu Seiner Hoheit in die Garderobe." Ich ging; der Prinz saß in den Pudermantel gehüllt und ein Friseur in gesticktem französischen Rock frisirte ihn, während ein Anderer auf einem silbernen Teller Pomade, Puder und Kämme hielt. Der Prinz nahm das Papier und sagte mit einem sanften und freundlichen Ton zu mir:

„Danken Sie dem Grafen, ich werde ihm heute über diese Sache berichten. Der Graf sprach mir von Ihnen als von einem thätigen und eifrigen Beamten, fahren Sie fort solchen Titel zu verdienen."

„Erlauchter Fürst, mein Leben würde ich hingeben für den Dienst."

„Gut, gut," sagte der Fürst und geruhte eine goldene Tabaksdose vom Tisch zu nehmen. „Die Kaiserin schickt Ihnen dies als Belohnung."

Als er dies geruhte zu sagen, stürzten mir die Thränen wie Bäche aus den Augen. Ich wollte ihm die Hand küssen, aber er zog sie zurück. Nun

küßte ich ihn auf die Schulter. Der Fürst sah mich an, winkte dem Friseur mit dem Finger und beide platzten vor Lachen. Ich verstand gar nicht, aus welcher Ursache. Die Sache war jedoch sehr einfach: ich küßte die Hoheit auf die Schulter und beschmierte mir das ganze Gesicht mit Puder. Der Fürst erzählte dies darauf bei Ihrer Majestät an Tafel; ach du mein Gott!" Und das ganze Gesicht von Leff Stepanowitsch strahlte von herzlicher Freude.

Aber meistentheils, anstatt sich in aristokratischen Erinnerungen und Erzählungen zu ergehen, plagte Leff Stepanowitsch die Frauen beim Spiel mit allen möglichen Kleinigkeiten, „mürrisch und zornig" (wie die Moldauerin sagte) warf er beim Geben die Karten auf die Erde, quälte die Moldauerin, kritisirte mit Wuth jeden Stich und so verging der Abend bis zum Abendessen. Um zehn Uhr begab sich Leff Stepanowitsch in das Schlafzimmer, indem er sagte: „Nun, Gott sei Dank! der Tag wär' wieder 'mal vorbei!" als wenn er etwas Anderes zu erwarten hätte oder als wenn er wollte, daß das Leben schneller verginge.

Vor dem Schlafzimmer war ein kleines Betzimmer, dessen östliche Ecke mit großen und kostbaren Heiligenbildern in Rahmen von Mahagoniholz geschmückt war. Zwei Lampen brannten un-

aufhörlich davor. Leff Stepanowitsch betete jeden Abend vor den Bildern, verbeugte sich bis zur Erde oder berührte wenigstens die Erde mit den Fingern. Darauf entließ er Tit. Tit benutzte diese einzige freie Zeit und ging in das Dorf zum Fischer Isaak oder zum Küfner Nikifor und noch öfter zum Starosten, welcher den Branntwein für die Dienerschaft auf Kosten der Gemeinde kaufte. Tit nahm irgend einen der Lakaien mit, besonders Mitka, den Barbier, der die Guitarre ausgezeichnet spielte.

Lange lebte der ehrliche Gutsbesitzer Leff Stepanowitsch in dieser Weise, beschäftigt sein Vermögen, Gott weiß wofür, zu ordnen und zu verbessern, sein Einkommen zu verdoppeln und seinen Reichthum nicht zu genießen. Sein Haus mit den dazu gehörigen Kirchdörfern und Dörfern bildete eine besondere Welt, die von der ganzen übrigen Welt durch gewisse allgemeine, festgezogene Grenzen abgetrennt war. Sogar die Moskauer Zeitung erhielt man nicht in Lipoffka. Kriege zerrissen Europa, Friedensschlüsse wurden gemacht, Throne gestürzt; in Lipoffka ging Alles heute wie gestern: am Abend wurde „Narr" gespielt, am Morgen die ländlichen Arbeiten besehen, das fette Schwein mit Zwiebeln gab man zum Mittagsessen, Tit stand immerzu an der Thür mit dem Kwaß und Niemand sprach nicht

nur nicht, sondern wußte auch nichts und verlangte nichts zu wissen, von den allgemeinen Angelegenheiten, von welchen die ganze Welt voll war.

Aber wie für alles Zeitliche ein Ende kommt, so kam auch für dieses Leben ein Ende und zwar ein sehr plötzliches. Einmal nach dem Mittagsessen ging Leff Stepanowisch, nachdem er sich hinreichend mit Fischsuppe, fettem Truthahn und einigen Pastetchen von Eiern und Butter gefüllt und alles dies mit saurem Kwaß befeuchtet hatte, in das Gastzimmnr, um nach dem Mittagsmahl etwas Wassermelone zu essen und Kirschwasser zu trinken. Nachdem er sich mit den Melonen erfrischt und mit dem Kirschwasser erwärmt hatte, begab er sich in der besten Gemüthsstimmung nach seinem Kabinet, um auszuruhn. Aber, als wenn es expreß gewesen wäre, stand Nastasia im Saal und sprach in der Thür des Vorzimmers mit dem uns bekannten Musikanten und Barbier Mitka. Leff Stepanowitsch war außerordentlich eifersüchtig in Allem, was die Mägde betraf. Es mißfiel ihm etwas nicht Gutes in dem Ausdruck von Mitka's Gesicht. Er schrie mit fürchterlicher Stimme und griff nach dem in der Ecke stehenden Stock. Mitka, ein heißer Kopf wie alle Künstler, beeilte sich fortzulaufen. Stoligin hinter ihm her, mit der ganzen Last des Truthahns,

der Fischsuppe, des Kwasses und der Melone; Mitka vor ihm her, er hinter ihm her, Mitka auf die Bodenkammer eine enge Treppe hinauf, Stoligin wollte ihm folgen, sah aber ein, daß das Schicksal ihn nicht zum Matrosen bestimmt hatte. Auf das Geschrei des Herrn lief die ganze Dienerschaft herbei. Schäumend vor Wuth, Worte und Buchstaben verwechselnd, befahl der Herr: Mitka, wo er auch sei, zu fangen und in das Gefängniß zu setzen, bis er sein Schicksal entschieden habe. Nachdem er diesen Befehl gegeben hatte, entfernte er sich und ging keuchend und ermüdet in sein Kabinet. Dieser Zufall verbreitete Bestürzung und Unruhe im Hause, unter den Dienern, in der Küche, im Stall und endlich im ganzen Dorfe. Aga Iwanowna ging um ein Gebet zu verrichten und Lichter im Mägdezimmer vor den Bildern aller Beschützer der Leidenden anzuzünden. Die Moldauerin, die sich in allen außergewöhnlichen Fällen bis zum Wahnsinn verwirrte, murmelte zwischen den Zähnen: „Ach König David und alle seine Güte!“ und plötzlich rief sie aus: „Heilig, heilig, heilig!“ wie man es bei einem drohenden Gewitter thut.

Tit brauchte Mitka nicht lange zu suchen. Er saß baarfuß in der Schenke, da er die Schuhe schon in Branntwein vertrunken hatte und schrie

laut: „Ich will einem solchen Ungeheuer nicht dienen, ich will dem Czar dienen, ich werde unter die Soldaten gehen, ich habe weder Vater noch Mutter; für das Volk will ich dienen, und ihm diene ich schon nicht mehr, und zurück gehe ich nicht und wenn er mich mit Gewalt nimmt, so begehe ich eine Sünde an mir selbst; wahrhaftig und Gott! das thue ich."

„Mitri, Mitri, schwätz' nicht so," sagte ihm Tit, „sprich nicht solchen Unsinn; der Herr hat einen langen Arm, er wird dich überall erreichen; du gehst besser mit mir, sonst muß ich dir die Hände binden, nach des Herrn Befehl."

Die schönen Reden Tit's besiegten endlich Mitka und er ging mit ihm, indem er fortwährend protestirte und betheuerte, daß er morgen die Sünde an sich selbst begehen werde und hinzufügte: „Nein, Tit Trofimowitsch, es ist nicht nöthig mich zu binden, ich bin kein Dieb und kein Hund, daß man mich am Strick zu führen braucht, ich werde auch ohne Strick gehen." Auf dem Wege sang Mitka mit voller Stimme: „Ach Herrin, Herrin!" mit demjenigen Ueberfluß von Variationen, mit dem die Vorzimmer gewöhnlich wiederhallen.

Der unbeugsame Tit lief, nachdem er seinen Freund in das Gefängniß gebracht hatte, zu der

Thür des Kabinets, mit dem sauren Kwaß. Um fünf Uhr schickte Maria Petrowna, um zu hören, ob der Herr erwacht sei. Tit winkte schweigend mit der Hand und legte den Finger an die Lippen. Um sechs Uhr kam Maria Petrowna selbst zu der Thür. „Es scheint, daß Sie sich noch nicht ermuntern wollen," sagte Tit. Maria Petrowna öffnete leise die Thür und schrie plötzlich so auf, daß Tit die Flasche mit Kwaß fallen ließ. Der Schrei war nicht zu verwundern. Der alte Herr lag auf dem Boden ausgestreckt bei dem Bett; das eine Auge war halb geschlossen, das andere ganz offen mit einem starren und gläsernen Ausdruck, der Mund war verdreht und einige Tropfen blutigen Schaums waren auf die Lippe geflossen. Einige Minuten vergingen in tiefer Stille, aber plötzlich, Gott weiß wie, füllte sich das Zimmer mit der ganzen Dienerschaft; der hochmüthige Tit hinderte sie nicht, sondern stand wie angewurzelt. Maria Petrowna wurde ohnmächtig weggetragen und sie legten ihr ein Heiligenbild, welches die Knochen der heiligen Antigia enthielt, auf den Magen. Die Moldauerin lief im Zimmer umher mit einem unnatürlichen Stöhnen und, ausgleitend in den nassen Spuren des vergossenen Kwaß, brach sie beinahe das Bein.

Tit, als der stärkere Charakter, kam am ersten

wieder zu sich und sagte, wieder mit der gebietenden Stimme, mit welcher er die herrschaftlichen Befehle während zwanzig Jahren gegeben hatte: „Nun, was ist hier zu seufzen! Senka, bring' einen Waschkübel mit Wasser her. Und du, Lariwon, lauf zum Priester. Und hast du nicht eine Kupfermünze bei dir, Aga Iwanowna? man müßte sie ihm auf das rechte Auge legen." Und Alles ging wie mit Butter geschmiert.

Der befreite Arrestant Mitka bereitete sich, ohne die geringste Rachsucht, als wohlbestallter Schriftkundiger, Nachts die Psalter zu lesen, im Wetteifer mit dem Küster des Dorfes und bat nur die Moldauerin, ihm hinreichend Schnupftabak zu geben, im Fall ihm der Schlaf kommen sollte.

Die Dienerschaft war erschrocken. Sie fielen einem unbekannten Menschen zu. An die Gemüthsart des alten Herrn hatten sie sich gewöhnt gehabt, jetzt hieß es von Neuem den Dienst anfangen, und wie und was es geben würde, und wer in Lipoffka bleiben und wer nach Petersburg gehen würde, und in welche Lage man dort kommen würde, Alles dieses bewegte die Seelen und veranlaßte sie beinahe, den Verstorbenen zu beklagen.

Während zweier Tage schrieb Tit mit unge-

wöhnlicher Anstrengung dem zukünftigen Herrn den folgenden Brief:

„Allergnädigster Herr!
Unser Vater und natürlicher Beschützer
Michael Stepanowitsch!"

„Auf den Befehl Ihrer allergnädigsten Tante und unserer Herrin, Maria Petrowna. Ich nehme mir die Freiheit Ihnen in diesen Linien anzuzeigen, Vater Michael Stepanowitsch, daß nach dem großen Kummer die Tante selbst sich nicht die Kraft fühlen zu schreiben, da es Gott gefiel sie mit großem Unglück heimzusuchen, indem er hinweggenommen ihren und unsern Vater und Wohlthäter, für dessen abgeschiedene Seele wir bis zum Ende unserer Tage zu Gott beten müssen und Ihren Onkel, nun in Gott ruhend, Seine Excellenz Leff Stepanowitsch, dem es gefiel abzuscheiden am dreiundzwanzigsten Tage des Monats, um sechs Uhr nach Mittag. Dero Leichnam wird am morgenden Tage begraben.

Da wir jetzt bekanntlich die Ihrigen sind, Vater und allergnädigster Herr, so nehmen Sie sich unserer an und sorgen Sie für uns, wie für Waisen, die ihren Vater verloren haben und verlassen Sie nicht mit Ihrer Gnade Ihre unwürdigen Diener. Wir fühlen, wie wir verpflichtet sind, mit Eifer für Ihr Wohlsein zu sorgen bis an das

Ende unserer Tage, wie für den verstorbenen Onkel, so auch für Ihnen. Das ist Alles eins; wie die ganze Dienerschaft, so auch der Abgeordnete Trofim Kusmin mit der Gemeine.

Ich verbleibe Ihr unterthäniger Sclave Tit, wenn Sie geruhen wollen sich zu erinnern, daß bei dem verstorbenen Onkel ein Kammerdiener des Namens war.

Kirchdorf Lipoffka, im 1794sten Jahr,
Juni, den 25sten Tag."

III.

Der zärtliche Bruder des verstorbenen Onkels.

Michael Stepanowitsch war der Sohn des Bruders von Leff Stepanowitsch, Stepan Stepanowitsch. Während der Zeit, als Leff Stepanowitsch seine Tage der glänzenden Civilthätigkeit widmete, hohe Zeichen der Gunst empfing und fürstliche Schultern küßte, bewegte sich die Laufbahn seines Bruders in einer weniger lauten, aber herzlicheren Arena.

Der Liebling der Eltern, der „Verzug" und „Verzärtelte", wie sich die Diener ausdrückten, blieb er beständig im Dorfe unter den mütterlichen Flügeln. Bis zum zwölften Jahr wusch ihn die alte Amme jeden Sonnabend im Waschkübel und brachte ihm Pfannkuchen aus dem Dorfe mit, damit er gutwillig erlaubte, ihm den Kopf einzuseifen und nicht das ganze Haus durchschrie, wenn ihm das Seifenwasser in die Augen spritzte. Mit vierzehn Jahren enthüllten sich die Zeichen früher Volljährigkeit in den Beziehungen Stepans zu den Dienstmädchen. Seine

Mutter, die keine Gränzen kannte für ihre Liebe, widersetzte sich nicht nur nicht dieser frühen Entwicklung seiner Fähigkeiten, sondern sah sogar nicht ohne Befriedigung auf die Erfolge des Sohnes und half ihm nach und nach, daß zwischen die Art und Weise seines Privatverkehrs mit den Mädchen sich nicht unüberwindliche Hindernisse stellten. Die zärtlichen Gefühle, schon in solch zartem Alter genährt, absorbirten Stepan bald ganz; die Liebe war, wie sich die Dichter ausdrücken, sein natürlicher Beruf, er blieb bis zu seinem Ende den erwählten Wegen eines bukolisch erotischen Landbesitzers treu. Stepan erfreute sich nicht lange des Schutzes der Eltern. Er war siebenzehn Jahre alt, als er die Mutter verlor, und ungefähr drei Jahre nachher starb auch sein Vater. Der Tod der Eltern und ihr ehrenvolles Begräbniß verursachten Stepan nicht so viel Unruhe und herzliche Pein, als die Ankunft des Bruders; er war überhaupt nicht sehr durch Tapferkeit ausgezeichnet, aber den Bruder fürchtete er besonders. Da er nicht wußte, was er machen sollte, berieth er sich mit seinen Untergebenen und konnte nicht ohne Schauder daran denken, wie sie die Diener theilen würden, zu denen auch die Mädchen gehörten. Er nahm einige Maaßregeln, befahl alle Dienstmädchen in eine Vorrathskammer einzuschließen und

ließ nur die draußen, welche entschiedene Mängel hatten, z. B. das Gesicht voll Blatternarben, triefende Augen u. s. w. Leff Stepanowitsch verstand Alles, betrog den Bruder, indem er ihn mit leeren Versprechungen erkaufte, ließ ihm beinahe das ganze Rudel der schönen Mädchen und ließ, als er abreiste, den Bruder voller Dankbarkeit zurück.

Nachdem er vom Bruder Abschied genommen hatte, fing Stepan Stepanowitsch auch an, sein Eigenthum zu verwalten. Er kaufte zwei Musikanten und befahl ihnen, die Dienstmädchen singen zu lehren. Das Chor bestand aus diesen Sängerinnen, von den Lehrern blies der eine das Horn, der andere spielte die Clarinette. An den Feiertagen versammelten sich nach dem Essen die Frauen und Mädchen des Dorfes auf dem Grasplatz vor dem Hause zu Tänzen und Gesängen. Stepan Stepanowitsch, wenn er mit Essen fertig war, kam in das Vorhaus, im Schlafrock, unzugeknöpft; er ließ sich nieder, umgeben von den Dienstmädchen, welche ihm Thee bereiteten und die Fliegen mit Pfauenfedern abwehrten. Der gesegnete Landbesitzer traktirte die Gäste mit türkischen Bohnen, Kringeln, Bier und schenkte ihnen Groschen-Ohrringe; zuweilen nahm er auch an den Tänzen Antheil, aber öfter schlief er gegen das Ende ein; der Thee hatte eine sehr starke Wirkung auf

ihn, obgleich er ihn mit Cognac trank, um seine Wirkung zu schwächen.

Mit dem materiellen Theil seines Haushalts liebte Stepan Stepanowitsch, wie alle sentimentalen Naturen, nicht sich zu beschäftigen; der Starost und der Koch regierten die Besitzung; bis zu dem Herrn zu gelangen war nicht leicht und wem es begegnete ein Wort mit ihm zu reden, der mußte sich in Acht nehmen, sich nicht zu verplappern, denn der Herr erzählte Alles den Mädchen wieder. Einmal geschah es, daß eine Bauersfrau mit großen schwarzen Augen sich beim Herrn über den Starost beklagte; Stepan Stepanowitsch, ohne sich die Mühe zu geben die Sache zu untersuchen und wahrscheinlich verführt von seinem zärtlichen Herzen, befahl, den Starost im Stall ein wenig auszupeitschen. Der Starost wusch sich, indem er dazu sang, ab und ertrug die Strafe mit guter Laune, ohne daran zu denken, sich zu rechtfertigen, obgleich er in der Sache Recht hatte; dennoch lebte der Wunsch nach Rache stark in seinem Herzen. Es verging eine andere Woche und der Starost benachrichtigte den Herrn durch den Koch, daß, ungeachtet des herrschaftlichen Verbots, die besagte Frau ihn betröge und sich in sehr nahen Beziehungen zu ihrem Mann befände, der von der Arbeit aus der Stadt zurückgekehrt sei.

Dieses so grob undankbare Betragen kränkte Stepan Stepanowitsch tief und er befahl, um die Frau zu bestrafen, daß man sie, ohne weitere Rüge, alle Tage auf die Arbeit schicke. Nach Verlauf eines Jahres war sie abgemagert und gealtert und trug die Spuren, daß der Befehl auf das Pünktlichste vollzogen worden war. Nach diesem Beispiel wagte es Niemand mehr, außer den Mädchen, dem Starosten und dem Koch Opposition zu machen.

Das fröhliche ländliche Leben von Stepan Stepanowitsch wurde bald in der Umgegend bekannt. Die Nachbaren erschienen; die Einen in der Absicht, ihn mit einer Tochter zu verheirathen, die Andern, um ihn im Spiel zu betrügen, die Dritten machten sich einfach mit ihm bekannt, weil sie fanden, daß fremder Punsch angenehmer schmeckt als der eigne. Er unterwarf sich Allem und es ist anzunehmen, daß sie ihn verheirathet und im Spiel betrogen haben würden, hätte nicht sein zärtliches Herz ihn gerettet. Als er einen seiner Nachbarn wieder besuchte, sah er bei ihm ein Mädchen — ein Mädchen — das Herz ward ihm schwer; er fuhr nach Hause, zerstreut und so verliebt, daß er zu essen aufhörte, aber zweimal so viel trank. Er dachte und dachte und sah ein, daß es unmöglich sei, solch eine Leidenschaft zu besiegen; die anderen Mädchen wur-

den ihm zuwider und wenn er sich irgend eine Thorheit erlaubte, so war es mehr aus Gewohnheit, als aus Befriedigung.

Stepan Stepanowitsch besuchte den Nachbar wieder, um ihn zu bitten, daß er ihm Akulina verkaufen solle; der Nachbar machte erst Schwierigkeiten, dann willigte er ein unter der Bedingung, daß Stoligin auch den Vater und die Mutter kaufen müsse; „denn," sagte er, „ich bin ein Christ und will nicht scheiden, was Gott vereinigt hat."

Stepan Stepanowitsch ging auf Alles ein und bezahlte ihm dreitausend Rubel. Nach den gegenwärtigen Preisen hätte man für eine solche Summe fünf Akulina's und ebensoviel Duna's mit ihren Vätern und Müttern kaufen können.

Die Dorf-Brunehilde taxirte ihren Werth nach der Summe, die für sie bezahlt war; sie breitete ihre Macht aus und nach einem halben Jahr brachte sie ihren Herrn zum vollständigsten Gehorsam. Der Einfluß des Kochs erlosch, die Macht des Starosten schwand. Der Vater von Akulina Andrewna wurde Hofaufseher, die Mutter Haushälterin; aber die Tochter hatte auch keine Nachsicht für die Eltern und hielt sie in Furcht und Unterwürfigkeit. Dies war ihr jedoch Alles noch zu wenig; sie wollte offen und klar die Herrin sein

und die dynastischen Interessen vertreten. Und nach zwei Jahren fuhr Stepan Stepanowitsch in dem viersitzigen Wagen seiner verstorbenen Eltern zur Kirche und ließ sich mit Akulina Andrewna trauen. Ihre Ehe blieb nicht unfruchtbar, wie die des Bruders Leff Stepanowitsch. In der Vorhalle des herrschaftlichen Hauses waren, als die Neuvermählten zurückkehrten, die Eltern die Ersten, welche kamen die neue Herrin zu begrüßen und ihr die Hand zu küssen, darauf brachte die Amme in goldenem Pavoinik (Kopfputz) den zehn Monate alten Sohn: ihre Ehe war im Voraus gesegnet worden. Dieser Säugling war Michael Stepanowitsch, welchen Efimka nachher im Handschlitten fuhr, während dieser ihn mit der Peitsche anfeuerte.

Nach der Hochzeit war der Hausherr als solcher nur noch ein Phantom, Akulina Andrewna ergriff die Zügel der Regierung mit starker Hand. Sie nahm mit tiefem politischen Takt alle Maßregeln, ihre Selbstherrschaft zu befestigen; aber wie es immer zu gehen pflegt, indem sie alle Maßregeln zu nehmen glaubte, verlor sie doch eine der möglichen Ursachen einer Umwälzung aus dem Gesicht und an dieser scheiterte Alles. Wenig bekannt mit den medicinischen Wissenschaften, beschränkte sie nicht nur nicht, sondern ermunterte sogar die Leidenschaft

von Stepan Stepanowitsch zu Branntwein und Ratafien; sie wußte nicht, daß der menschliche Körper nur bis zu einem gewissen Grade dem Alkohol widersteht. Ungefähr sieben Jahre nach der Hochzeitsfeier gab Stepan Stepanowitsch, blau von Farbe, geschwollen von der Wassersucht und vom Schlage gelähmt, Gott seine Seele wieder, zu derselben Zeit, als Leff Stepanowitsch sein Haus auf der Jause beendigt hatte.

Als Leff Stepanowitsch die Nachricht von dem Tode des Bruders erhielt, beschäftigte er sich in den ersten Tagen des Kummers damit: die Heirath des verstorbenen Bruders und in Folge davon die Legitimität von dessen Sohn für nichtig erklären zu können, er sah aber bald, daß Akulina Andrewna alle Maßregeln schon bei Lebzeiten des Mannes getroffen hatte, daß der vierzehnte Theil des Vermögens, der ihr zukam, ihr in jedem Falle werden müßte und daß dem Sohne das Vermögen bleiben und er außerdem die Kosten zu bezahlen haben würde. Dies war schmerzlich für Leff Stepanowitsch, aber er unterwarf sich dem unvermeidlichen Schicksal und als praktischer Mann ergriff er sogleich eine andere Art des Handelns. Er schrieb an die Wittwe einen Brief voll verwandtschaftlicher Theilnahme, lud sie nach Moskau ein um die Ge-

schäfte zu beendigen und um ihm den Erben seines Bruders, und möglicherweise auch den Seinigen, zu zeigen, für den zu sorgen er für seine heilige Pflicht hielte und zu dessen Vormund Gott und das Gesetz ihn gemacht hätten. Es ist indeß wahrscheinlich, daß Akulina Andrewna ihren Sohn nicht auf den Brief des Onkels hingeführt hätte, aber nach dem Tode von Stepan Stepanowitsch fingen die Leute an so grob mit ihr zu sprechen und sogar einige Mal ihr mit solchem Aussehen zu widersprechen, daß es ihr doch weniger gefährlich schien, nach Moskau zu gehen. Leff Stepanowitsch weinte bei der Zusammenkunft mit Michelchen, segnete die Waise und übernahm alle Sorgen der Vormundschaft und der Verwaltung des Vermögens.

Akulina Andrewna anzuführen wäre nicht leicht gewesen; aber es begegnete ihr ein gänzlich unerwarteter Zufall. Ihr vierzehntes Theil des Vermögens und sie selber bezauberten einen Lieutenant von den Ordonnanzen des Moskauer Militaircommandos und auch sie ward bezaubert von seiner Gestalt, seiner soliden und wilden Schönheit, so ganz unähnlich ihrem arkadischen Seligen. Akulina Andrewna konnte nicht umhin, sich mit ihm zu verheirathen. Nun wechselten die Rollen. Der Lieutenant fing am vierten Tage an sie zu schlagen

und dieses Mal fing Akulina Andrewna an, sich den süßen Ratafien hinzugeben. Leff Stepanowitsch beschützte den Lieutenant auf das Stärkste und verschaffte ihm eine einträgliche Stelle im Commissariats-Departement am schwarzen Meere. Er forderte aber, daß sein Neffe in Moskau bliebe, zur gehörigen Vollendung einer passenden Erziehung. Die Mutter wollte ihn nicht lassen, aber der Lieutenant überschrie und überzeugte sie, indem er sich darauf stützte, daß er die Stelle durch die Verwendung Stoligins bekommen habe und daß man sich seine Freundschaft erhalten müsse für schwarze Tage.

IV.

Die Vettern.

Michelchen war zehn Jahre alt. Seine Erziehung war nicht sehr verwickelt gewesen, die einfache ländliche Erziehung damaliger Zeit. Sie beschränkte sich in Beziehung auf das physische Befinden auf die Entwicklung einer unbesiegbaren Verdauung und in moralischer Hinsicht auf gerechte Grundsätze in Betracht des Verhältnisses der Gutsbesitzer zu den Dienstboten und Bauern. Diese Erziehung war nicht sowohl abstrakt und gelehrt als praktisch und gerade darum hatte sie einen unzweifelhaften Erfolg. Der zehnjährige Knabe war mit Haufen von schmutzigen, baarfüßigen Bauerknaben umgeben, welche er unterdrückte und schlug; wobei er aber immer das Recht auf seiner Seite hatte, wenn sie sich bei seiner Mutter beklagten.

Ein freierer Knabe unter seinen Spielgefährten war der Sohn des Priesters aus dem Dorfe, kenntlich durch seine weißen Haare, die so dünn und

selten waren, daß sie nicht ganz seinen Schädel bedeckten und durch die Fähigkeit, mit zwölf Jahren eine Theetasse voll Branntwein auszutrinken, ohne betrunken zu werden. Er beleidigte Michel zuweilen, erlaubte ihm nicht ihn sogleich beim Kriechenspielen zu fangen oder ihm im Wettlaufen zuvorzukommen und aß die Beeren, die er fand, selbst auf. Dies beleidigte Michel und Akulina Andrewna konnte nicht gleichgültig bleiben bei einer solchen Verletzung der Schicklichkeit. Sie berief gewöhnlich den Priestersohn zu sich und belehrte ihn in folgender Weise: „Du Strohkopf du! erinnere dich, du Narr und fühle es, mit wem ich dir erlaube zu spielen; du bildest dir wahrscheinlich ein: Michael Stepanowitsch sei des Diakonus Sohn.“

Die Mutter des Knaben, des Priesters Frau, pflegte, wenn sie solche Worte hörte, sogleich, ohne in eine Untersuchung der Sache nur im Entferntesten einzugehen, den Sohn bei den weißen Haaren zu fassen, die mit dem Oel, welches man für die Lampen der heiligen Mutter Gottes bringt, zubereitet schienen — und sehr erfolgreich zog sie ihn unbarmherzig an den Haaren, indem sie sagte: „Ach, du Grobian, du Schmutzfink, das ist wahrhaftig ein vollkommener Narr! Verzeih, Mütterchen Akulina Andrewna, du wirst selbst wissen,

was unsere Kinder für Verstand haben, sie leben in Schande und Unwissenheit; aber du Narr, danke der Herrin, daß sie geruht dich zu belehren," und dabei beugte sie seinen öligen Kopf und verknixte sich selbst. Michel verspottete darnach seinen Freund, aber der Priestersohn, vor Verdruß lächelnd, sagte: „Das lügt sie Alles; die Mutter stellt sich nur so, um der Herrin zu gefallen."

Leff Stepanowitsch behielt den Neffen nicht lange bei sich; sein Ziel, ihn von der Mutter zu trennen, war erreicht und er konnte jetzt mit dem Vermögen verfahren, wie er wollte. Er dachte, Michel in eine Pension zu geben; aber eine Tante von ihm forderte ihn auf, ihn ihr zu geben, um ihn mit ihrem Sohne zu erziehen, welcher, wie sie sagte, allein sei und sich langweile. Leff Stepanowitsch wollte es nicht gern, aber er fürchtete die Fürstin und willigte ein. Er fürchtete sie deshalb: weil sie es sehr liebte zu klatschen und eine große Bekanntschaft in Petersburg hatte. Was sie ihm für Klatschereien mit den Bekannten machen konnte, weiß ich nicht und er wußte es auch nicht; aber er fürchtete sich. Die Fürstin war reich, machte ein großes Haus und beschäftigte sich mit Besuche machen und Besuche empfangen. Für ihren Sohn hatte sie einen französischen Erzieher. Dieser war

von Voltaire selbst an Schuwaloff, von Schuwaloff an die Fürstin Daschkoff, von dieser an unsere Fürstin empfohlen und lenkte die Erziehung ganz unbedingt. Der Erzieher war, wie alle Franzosen, kein dummer Mensch und, wie alle Fronzosen, kein kluger Mensch; er hatte fast alle unterhaltenden Mängel seines Landes; er log, war witzig, unverschämt und nicht böse, hochmüthig und leichtsinnig gutmüthig. Er sah mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf alles Russische herab, hatte von seiner Geburt an nie gehört, daß es eine deutsche Literatur und englische Poeten gäbe; dafür wußte er aber Corneille und Racine auswendig, sowie alle literarischen Anekdoten von Boileau bis zu den Encyklopädisten; er kannte sogar die alten Sprachen und liebte es, seine Reden mit Citaten aus Georgi und Pharsal zu schmücken.

Es versteht sich von selbst, daß unser Erzieher ein Verehrer von Wowenar und Helvetius und trunken von Jean Jacques war, daß er für gänzliche Gleichheit und vollkommene Brüderschaft schwärmte, was ihn aber doch nicht hinderte, vor seinen Familiennamen Dreijak ein milderndes „de" zu setzen, wozu er gar kein Recht hatte. Er sprach mit einem Lächeln des Mitleids vom Katholicismus und überhaupt vom Christenthum und prophezeite eine Re-

ligion von seiner eignen Erfindung, welche in der Verehrung des Gesetzes der Gravitation bestehen würde.

„Ohne die Gravitation," sagte er, indem er die Stirn aus Eifer runzelte, „würde nur Chaos sein und die Atome würden umherfliegen in vacuum, die Gravitation sei es, welche die große Ordnung erhalte, in welcher sich der große Künstler offenbare." Bei der Entwickelung dieser tiefen und klaren Wahrheit vergaß er niemals hinzuzufügen, daß deshalb Plato Gott auch den großen Geometer genannt und Newton den Hut abgezogen habe, wenn der Name Gottes genannt worden sei. Außer seiner Religion der Schwere, mit welcher er vollkommen zufrieden war, leugnete er hartnäckig, daß es ein Gericht in jener Welt gebe und lachte sarkastisch über die Leute, welche an die Hölle glauben, obgleich er gegen die Unsterblichkeit der Seele nicht nur nichts einzuwenden hatte, sondern auch sagte, daß der Glaube daran nöthig sei für das Leben.

Der Unterricht bei de Dreijak war äußerst angenehm und leicht. Er mochte immerhin ohne Unterschied der Zeit, des Objects, des Alters und Geschlechts sprechen, darum lernten seine Schüler doch vortrefflich, im Anfang auf das Französische zu hö-

ren, dann es zu sprechen. Darin bestand beinahe die ganze Erziehung.

Michel gefiel sich im Anfang wenig im Hause der Fürstin und gedachte nur mit Thränen an Liposska. Er bemerkte sehr wohl, daß ihm nicht die erste Rolle zukam, er war „das Brüderchen,“ er war „der cher cousin,“ währenddem der Prinz er selbst war. Diesen Unterschied sah Michel bald ein, im Benehmen der Fürstin sowohl, als im Benehmen der Gäste und noch mehr im Benehmen des alten Untererziehers, der für sie sorgte. Der Alte erfüllte ohne Widerrede die Befehle des Prinzen, aber zu Michael sagte er öfter, er habe keine Zeit und er könne einen Jüngern schicken. Der selbstsüchtige Knabe, tief beleidigt von diesem Allen, war mürrisch, saß in der Ecke und sah düster aus. Dreijak ertrug dies, die Andern bemerkten es meist nicht. Da er das Nutzlose seiner Protestationen sah, wurde Michael plötzlich geschmeidig, zärtlich, fröhlich, liebenswürdig. In Zeit von einigen Monaten war er der Liebling Dreijak's. Selbst die Fürstin konnte nicht umhin sich darüber zu verwundern, daß er doch gar kein dummer Knabe sei, „man kann sagen c'est un miracle ce qu'eu a fait mon Dreijak, er war völlig sauvage, nun und jetzt ist dieses kleine häßliche Närrchen wirklich ein lieber

Junge.“ In dem Worte „häßliches Närrchen,“ offenbarte sich die Ueberzeugung der Mutter, daß ihr Sohn nicht so klug, nicht so begabt sei, wie Michel und daß sie sich daher mit seiner Schönheit trösten müsse. Der junge Prinz liebte es nicht zu lernen, er war zerstreut und gähnte in den Stunden; gutmüthig, jedem Gefühle offen und großmüthig von Natur, war er träge zur Arbeit, sein Geist schlummerte noch ungeweckt, ja und ich weiß nicht, ob er jemals völlig erwacht ist. Die Trägheit und Unaufmerksamkeit des Prinzen feuerten Michael an und er warf sich auf das Lernen mit all dem Eifer, welchen der Neid und der geheime Wunsch der Superiorität giebt. Dreijak weinte beinahe vor Freuden, als er sah, mit welcher Leichtigkeit Michael Stellen aus Kandid, der Jungfrau von Orleans und Jean dem Fatalisten citirte. — — —

Nach und nach ging die Erziehung der jungen Leute zu Ende. Sie schrieben französische Briefe richtiger als russische. Bei aller seiner Trägheit kannte doch auch der Prinz ziemlich gut die griechische Mythologie und die französische Geschichte, mehr wurde zu der Zeit nicht gefordert; damals dachte man bei uns noch nicht an eine eigene Literatur; von russischen Journalen träumte noch Niemand, ausgenommen vielleicht den einzigen Nowikoff; die

russische Geschichte war auch noch nicht entdeckt. Man wußte nur, daß einmal ein weiser Herrscher Oleg regiert hatte, über welchen selbst die Kaiserin Dramen zu schreiben geruhte, und diese Kenntniß hatte man auch Voltaire zu danken, aus einigen unzuverlässigen Einzelheiten über die Regierung Peter's I. Die Fürstin besaß nur eine kleine Sammlung russischer Bücher, als z. B. die Werke von Sumarokoff; die Russiade von Craskoff, den Stein des gläubigen Stepan Jaworski und einige vierzig Bände von Memoiren einer ökonomischen Gesellschaft. Aber die jungen Leute öffneten diese Bücher niemals.

Die Fürstin brachte die Kinder in die Garden und ließ sich selbst in Petersburg nieder. Der Dienst war damals leicht. Man brauchte selten die Uniform anzuziehen und es genügte, einmal im Monat auf der Wache gewesen zu sein; dies gefiel ihnen überdies noch als eine Abwechslung. Ausgenommen die Besuche bei Verwandten, die Besuche bei wichtigen Personen, den Gottesdienst am Sonntag in der Hauskirche des Bruders der Fürstin und das langweilige Mittagsessen bei der Fürstin, war die übrige Zeit ganz zur Verfügung der jungen Leute. Der Prinz freute sich an der Uniform, freute sich an der Freiheit und warf sich feurig auf

alle Vergnügungen, auf die Befriedigung aller seiner Neigungen. Von Kindheit an gewöhnt, sich in nichts zu beschränken und in nichts beschränkt zu werden, verbrannte er sich oft die Finger, wurde betrogen, hatte Streit, und war bei alledem ein ausgezeichneter Gesellschafter und ein guter Mensch. Stoligin war bescheidener; er sah auf seinen Gefährten mit Nachsicht herab, aber innerlich tadelte er Alles, was dieser that. Aus allen Geschichten ging Stoligin rein hervor, so meisterhaft wußte er sich zu halten. Der Prinz liebte ihn, glaubte an seine Freundschaft, erkannte seine Ueberlegenheit an und lief mit kindlicher Einfalt in jedem schwierigen Fall, Michael um Rath zu fragen.

Der Prinz war hübsch, roth, zart, von knabenhaft männlichem Aussehen, mit einem leichten Flaum über den Lippen, mit hellen blauen Augen und machte besonderes Glück bei sanguinischen Mädchen und jungen Wittwen. Stoligin, der nicht so sehr durch Schönheit als durch freche Reden, Liebenswürdigkeit und Bosheit die Herzen gewann, konnte seinem Freunde seinen schlanken Wuchs und seine schönen Züge nicht vergeben und bemühte sich jedes Mal, ihn durch Satyren und Sarkasmen zu verdunkeln.

Sie beschäftigten sich ausschließlich mit Liebes-

händeln. Vom herrschaftlichen Palast an bis zu der ausländischen Näherinn und der vaterländischen Grisette, entging unseren jungen Leuten nichts. Dem Prinzen begegnete es mehr als ein Mal, viel im Spiel zu verlieren, noch Wechsel zahlen zu müssen für leidenschaftliche Liebe, einen oder den anderen Nebenbuhler zu besiegen, tödtlich betrunken aus dem Schlitten zu fallen, mit einem Wort, alles das zu thun, was man in jenen glücklichen Zeiten „in den Garden dienen" nannte. Als Stoligin bemerkte, daß, ungeachtet aller seiner Beredtsamkeit, der Prinz immer bei den Frauen entschieden den Sieg davontrug, trieb er ihn an nach Paris zu gehen. Wirklich fehlte auch unseren Freunden gerade diese Anregung.

Im Anfang, wie es zu gehen pflegt, wollte die Fürstin sie nicht gehen lassen; darauf verschaffte sie selbst ihnen den Paß. Die Sorge für die Kinder wurde auf's Neue Dreijak anvertraut, dem es in dem Zwischenakt gelungen war, noch zwei andere russische Edelleute mit griechischer Mythologie und französischer Geschichte zu erziehen. Damals gab es noch Entfernungen und Weiten; sie brauchten zwei Monate um nach Paris zu kommen.

— — — Die Straßen waren gedrängt voll von Menschen, hier und da standen einzelne Gruppen,

die Einen vorlesend, die Anderen hörend; Geschrei und Gesänge, laute Gespräche, drohende Blicke und Gebehrden, Alles zeigte die fieberische Aufregung, das verdoppelte Leben, die krampfhafte und leidenschaftliche Stimmung, welche in Paris zu der Zeit herrschten. Es schien, als ob die Steine Pulse hätten, als ob die Luft erfüllt wäre von einem elektrischen Strom, welcher die Geister zum Uebel, zur Unruhe und zur Freude am Streit leite und seltsame Fragen und verzweifelte Entschlüsse aufrege, von denen die Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts alle erfüllt sind. Und Alles dieses rauschte um die Reisenden, zeigte und offenbarte sich ihnen, noch ehe ihr bestaubter und schwerfälliger Reisewagen vor dem Hôtel in der Straße St. Honoré anhielt und zwei leibeigne Diener die Schnallen losmachten von ihren Koffern.

Und da finden wir denn unsern Michael Stepanowitsch, wohl gepudert und aufgeputzt, im gestickten Rock, mit einem Degen angeschnallt, mit einem Hemdjabot ganz von Spitzen, mit einer Uhrkette, witzig in Versailles, wie er in Petersburg witzig war; er raisonnirte über den tiers-état, schwärmte für Necker und erschreckte durch die Kühnheit seiner gefährlichen Meinungen zwei alte Marquis, welche aus Furcht auf ihre Güter im Berry gehen wollten.

Man bemerkte ihn. Einige seiner erfolgreich angebrachten Sarkasmen wurden wiederholt. „Wissen Sie, was mich am meisten in Erstaunen setzt bei diesem hyperboreischen Marquis?“ sagte ein ältlicher Abbé mit einem trocknen und strengen Gesicht, indem er die Karten austheilte, „es ist nicht sowohl sein Verstand, über den Verstand braucht man sich bei uns, Gott sei Dank, nicht leicht zu wundern, nein, mich erstaunt seine Fähigkeit, Alles zu begreifen und an Nichts Antheil zu nehmen; für ihn hat das um uns gährende Leben genau so viel Interesse, als ein Gespräch über den Sesostris; dies ist ihm Alles so fremd.“

„Ein Scythe in Athen,“ bemerkte irgend ein Gelehrter.

„Ganz und gar nicht,“ erwiederte der Abbé, „bei einem Scythen war doch etwas Eignes, Wildes, aber er ist im Aeußern und in seinen Reden ebenso, wie Sie und ich. Ich gestehe, ich würde einen solchen Menschen verachten, wenn ich ihn nicht bedauerte. Diese kränkliche Frucht der Civilisation hat ihn schon an der Wurzel abgenutzt. Sie können überzeugt sein, daß er keine Zukunft hat.“

„Erlauben Sie, aus ihm könnte ein ausgezeichneter Diplomat werden, er hat sogar im Gesicht Aehnlichkeit mit Kaunitz.“

„In der That, er sieht ihm ähnlich," bemerkte eine ältliche Dame, welche sich bemühte ihre Jahre zu verbergen; und der hyperboreische Marquis war vergessen.

Während Stoligin die Salons mit sich beschäftigte, gelang es dem Prinzen, dem Sohne irgend eines Gesandten eine kleine Schauspielerin abwendig zu machen; er schlug sich mit ihm auf Degen, entwaffnete ihn, verzieh ihm und verlor an demselben Abend an ihn fünfhundert Dukaten. Aber die kleine Schauspielerin war sehr liebenswürdig und ihrem Ritter sehr dankbar.

Die Reise des Prinzen und Stoligins endete sich früher als sie es vermuthet hatten; die Ursache davon war Dreijack. de Dreijack, welchen die Kellner in den Café's „M'sié le Chevalier" nannten, lächelte beifällig und nicht ohne Nebengedanken bei den „Erfolgen der Menschheit" und „dem Siege der Vernunft über Vorurtheile," aber, wie alle weisen Leute, liebte er mehr den Erfolg ohne Gefahr und den Sieg der Vernunft und des Geistes ohne Unruhe. Nun ereignete sich folgender Zufall. Als das Wetter einmal wunderschön war, ging Dreijak des Morgens spazieren. Aber kaum war er auf den Boulevard gekommen, als er hinter sich ein verwirrtes Geschrei hörte. Er blieb stehen und,

indem er sich aus der Hand einen Sonnenschirm machte, fing er an umherzusehen. Anfangs sah er nur eine Wolke Staubes, blinkenden Pike, Flinten, endlich unterschied er verwirrte, bunte Haufen Menschen. Noch ehe er irgend etwas begreifen konnte, fragte ihn ein breitschultriger Mensch, ohne Ueberrock, mit aufgeschlagenen Aermeln, mit einer schweren eisernen Axt und einem rothen Tuche umgebunden, der sich ihm näherte, mit donnernder Stimme: „Bist du mit uns?" Dreijak, blaß und schon etwas unwohl, konnte nicht berechnen, welche Folgen die Verneinung haben würde und zögerte daher mit der Antwort. Aber der neue Bekannte war ungeduldig, er nahm unseren Chevalier am Kragen und, indem er seinem Körper eine Bewegung gab, die weit entfernt davon war angenehm zu sein, wiederholte er die Frage. Dreijak ließ, anstatt der Antwort, seinen Spazierstock fallen. Eine höfliche Dame, von bedeutendem Umfang, mit grauen Locken, die unter ihrer Haube hervordrangen, hob ihn auf und bemerkte, indem sie ihn den immer dichter werdenden Massen Volkes zeigte: „Ja, dies ist ein Akagarist, ein Aristokrat, seht doch diesen Stockknopf von Gold und mit Verzierungen; was unterhandelt ihr noch mit ihm, fort mit ihm an die Laterne!"

„An die Laterne," sagten einige Stimmen mit ruhigem, entschiedenem Ton, erfüllt von der naiven Ueberzeugung, daß es wirklich nöthig sei ihn an die Laterne zu hängen, daß dies nur ein einfaches Axiom sei. Drei Männer waren bereits hervorgetreten mit sehr feindseligen Absichten. Die Sache wurde nur aufgehalten, weil ein Strick fehlte, ein zwölfjähriger Knabe beeilte sich, einen herbeizuschaffen. Dreijak benutzte diese Zeit um zu sagen: „Erlaubt doch, was wollt ihr denn? In meinen jungen Jahren nährte ich mich schon an den Werken unserer großen Schriftsteller und an den Beispielen der römischen und spartanischen Republikaner."

„Gut, sehr gut," schrien einige Männer, die nur das Wort „Republikaner" gehört hatten.

„Ich bin mit euch," fuhr der ermuthigte Redner fort, „ich gehöre zum Volke, ich bin aus dem Volke, wie sollte ich nicht mit euch sein?"

Und die Haufen, die angehalten hatten, drängten nun düster und drohend vorwärts, indem sie aus allen Gassen und Straßen neue Haufen aufnahmen und sich mit ihnen verbrüderten. Nachdem sie schon lange vorüber waren, hörte man noch auf dem Boulevard ein Brüllen, ähnlich dem der Meereswogen, wenn sie der Sturm an die Felsenküsten wirft, ein Brüllen, das sich zuweilen besänftigte

und sich plötzlich von Neuem, siegreich und fürchterlich, vernehmen ließ.

Es gelang Dreijak, sich unter einem nichtigen Vorwande in eine Quergasse zu verstecken, indem er den glücklichen Augenblick erspähte, wo die ganze Aufmerksamkeit seiner Nachbarn sich auf einen Abbé wendete, welchen drei Höckerweiber hervorschleppten; er flog davon wie ein Pfeil und kam halbtodt nach Hause, mit erloschenen Augen und zerrissenem Rock. Zu Hause legte er sich in das Bett, befahl ihm irgend eine Tisane zu bringen und gestand zum ersten Mal, daß er viel darum geben würde, wenn er wieder an den barbarischen aber ruhigen Ufern der Newa wäre. Die Tisane stärkte ihn, er fing an zu sich zu kommen und nachdem er sich gesammelt hatte, bereitete er sich, im Titus Livius über den Aufstand des Volks gegen Tarquin den Aeltern zu lesen, als sich plötzlich eine Gewehrsalve hören ließ, der Donner der Kanonen — noch einmal, noch einmal — und dann verwirrtes Schießen; von Zeit zu Zeit hörte man Trommeln und fernen Lärm und der Lärm, die Trommeln, das Schießen schienen sich zu nähern. Durch die Straße liefen Blusenmänner, Arbeiter mit dem Rufe: „Nach der Bastille, nach der Bastille!“ Vor den Fenstern wurden Offiziere von den „Royal Allemand“

angehalten, von den Pferden gerissen und geschleift.

„O mein Gott, mein Gott, beschütze uns und sei uns gnädig!" murmelte Dreijak, indem er das Gesetz der Schwere mit Gott verwechselte und vergaß, daß Plato Gott „den großen Geometer" genannt hatte. Darauf erinnerte er sich daran, daß die Diener und Kellner ihn „Chevalier" hießen und an dieses verwünschte „de" vor seinem Namen.

„Alle Menschen," sagte er zu dem Kellner, welcher kam den Theetopf wegzunehmen, „sind gleich, alle sind Brüder und man kann sie nur durch ihre Bürgertugenden, durch ihre Liebe zum Volke und zu den unzweifelhaften Menschenrechten unterscheiden."

Michael Stepanowitsch ging, um die Einnahme der Bastille zu sehen; Dreijak war überzeugt, als er ihn am Abend nicht zurückkehren sah, daß er getödtet sei und fing schon an sich dadurch zu trösten, daß er eine ruhmvolle Wendung erfand, durch die er den Prinzen mit der Sache bekannt machen wollte, als Stoligin wieder erschien und sich todt lachte bei dem Gedanken, wie seine Versailler Freunde die Neuigkeit von der Erstürmung der Bastille aufnehmen würden.

Dreijak erklärte, daß es unmöglich sei länger

in Paris zu bleiben und ungeachtet alles Widerspruchs und Streites blieb er, sich auf die Vollmacht der Fürstin stützend, bei seiner Meinung, mit demjenigen Heroismus, den nur eine starke Furcht geben kann; es war nichts zu machen, die Kinder kehrten zurück. Und die kleine Französin erschien fast um dieselbe Zeit auf dem Litino, machte sehr viel Lärm über die Einrichtung ihrer Wohnung und stampfte mit dem Fuß vor Zorn, daß der Lakai Kusma nichts von Allem verstände, was sie sagte.

Eines Abends fand der Prinz Michael Stepanowitsch in einem etwas zu feurigen Gespräch mit Mademoiselle Nina. Der Prinz war nicht bei Laune, erzürnte sich und behandelte Stoligin sarkastisch und trocken. Stoligin würde nachgegeben haben, aber zum Unglück begegnete er den schlauen Augen der kleinen Französin, Augen, die sich vor Lachen zuzogen und blinzelten, als wollten sie ihm sagen: „Was du doch für ein Lump bist!" Dieser Blick reizte ihn. Der Streit erhitzte sich. Der Prinz, außer sich, riß Stoligin aus der Thür und verfuhr mit ihm auf solche Weise, daß dieses Mal die kleine Nina nichts verstand, aber Kusma Alles.

Sie schlugen sich. Das Duell endigte beinah in Nichts. Stoligin verwundete den Prinzen an der Backe. Diese Nachahmung des Cäsarischen Solda-

ten in der pharsalischen Schlacht war wirklich nicht blos zufällig, aber sie ging ihm nicht umsonst durch; die Narbe auf der Backe war unmöglich zu verdecken. Die Fürstin hörte durch die Dienerschaft von dem Duell und verbot Stoligin das Haus. Auf diese Art befand sich Stoligin ungefähr im achtundzwanzigsten Lebensjahr zum ersten Mal auf eignen Füßen.

Gewöhnt an den Lxus des fürstlichen Hauses, erschrak er so sehr über seine Armuth (obgleich er sehr angenehm mit seinen Mitteln hätte leben können), daß er sich in einen widerwärtigen Geizhals verwandelte. Tag und Nacht brachte er mit Ueberlegungen zu, wie er sich bereichern sollte. Eine einzige Hoffnung hatte er: den Tod des Onkels; aber der Alte war gesund, die Handschrift seiner Briefe war außerordentlich fest.

Er fing an selbst zu wirthschaften, der Onkel hatte ihm die Zügel der Regierung nach seinem Austritt aus der Fürstin Haus übergeben. Aber das war nicht leicht; er verstand sich schlecht auf die Landwirthschaft und verlor die Zeit mit Kleinigkeiten. Dieser Mann wurde jedoch, wie man zu sagen pflegt, „im Hemde geboren." Ein gewisser verabschiedeter See-Offizier hatte sich gewöhnt zu ihm zu kommen, unter dem Vorwand, daß er mit

seinem Stiefvater in Sebastopol gedient habe und seine Mutter kenne. Der See-Offizier hatte einen Prozeß und wußte, daß Stoligin durch seine Bekanntschaften ihn denselben gewinnen machen könne. Stoligin versprach ihm, daß er sich damit beschäftigen und mit Diesem und Jenem sprechen würde, sprach aber natürlich mit Niemand. Aber der See-Offizier, daran gewöhnt auf gutes Wetter zu warten, kam jeden Tag zu Stoligin. Man schickte ihn fort, er kam wieder, man ließ ihn gar nicht vor, er spazierte um das Haus herum und fing Stoligin auf der Straße auf. Endlich erfüllte Michael Stepanowitsch, der die Geduld verlor, seine Bitte. Der Offizier war über alle Maaßen glücklich.

„Womit beschäftigen Sie sich eigentlich?" fragte ihn Stoligin, indem er die langen und langweiligen Ergießungen der Flotten-Dankbarkeit unterbrach.

„Ich suche einen Privatdienst, z. B. für die Verwaltung von Privateigenthum," antwortete der See-Offizier. Michael Stepanowitsch sah ihn an und erröthete beinah bei dem Gedanken, daß er bis zu dieser Zeit noch nicht daran gedacht hatte, ihn zu beschäftigen. In der That, dieser Mensch war fü ihn ein Schatz.

Der See-Offizier war, wie expreß, theilweise ganz geblieben zum Besten der Wirthschaft Stoligins;

er war bei der Explosion irgend eines Schiffs unter Tschesme in die Luft gesprengt worden, war mit Wunden bedeckt, verstümmelt und beschädigt; aber ungeachtet eines aufgesteckten Aermels anstatt des linken Arms, ungeachtet des Mangels eines Ohres und ungeachtet der zusammengeflickten Kinnlade hatte diese chirurgische Seltenheit doch eine unermüdliche Thätigkeit, eine unaufhörlich überfließende Galle und ein Gesicht, das von Bosheit und Sorgen durchfurcht war, bewahrt. Er war pünktlich und ehrlich, er betrog Niemand, um so mehr war er der Mensch, welchen man mit wichtigen Diensten beauftragen konnte; aber in Vielem zeigten sich gerade diese Pünktlichkeit und Ehrlichkeit schlimmer als alle Schlauheit.

Michael Stepanowitsch trug ihm an zu gehen und seine Besitzung zu beaufsichtigen. Der See-Offizier ging.

V.

Der Nachfolger.

Stoligin erwartete den See-Offizier von Stunde zu Stunde zurück mit Projekten und Plänen, als er, an seiner Statt, den beredten Brief Tit's erhielt. Er begab sich sogleich nach Moskau. In Moskau erwartete ihn neue Freude, welche er nicht voraussehen konnte: Tit Trofimoff und der Starost, welche gekommen waren, den neuen Herrn zu begrüßen, machten ihn mit dem Tod von Maria Petrowna bekannt.

„Und wo ist das Testament?" fragte Michael Stepanowitsch mit einiger Unruhe.

„Die verstorbene Tante geruhten nur einen Brief für Ew. Gnaden zu hinterlassen," erwiederte Tit, indem er das Papier überreichte.

„Damit hättest du anfangen sollen, Dummkopf," bemerkte Stoligin, indem er den Brief eilig aus den Händen Tit's riß. Sein Gesicht erheiterte sich während des Lesens, er sah klar, daß

der Tod die Alten so überrascht hatte, daß sie nicht dazu kommen konnten, irgend welche „dumme Anordnungen" zu machen. „Wer blieb denn im Haus auf dem Lande? Was zum Teufel kommt ihr denn Beide hierher?" fragte Michael Stepanowitsch.

„Agafa Petrowna, die Haushälterin und der verstorbenen Tante Onkel, der Major mit seiner Frau, Herr!"

„Sie werden Alles bei Seite bringen, wo sind die Papiere?"

„Im Kabinet des verstorbenen Herrn, die Thüre ist mit einem gerichtlichen Siegel versiegelt und die Polizei hält Wache im Vorsaal."

Ich werde morgen nach Lipoffka kommen, seid bereit."

„Wie es Ihnen gefällt, Herr," sagte der Starost sich tief verneigend. „Die Pferde warten, mein Dreigespann von meinem Hofe und noch zwei von den Bauern kamen gestern Abend nach Rogoffska.

„Gut! Und du Tit, geh sogleich zu Ilia Antipawitsch (so nannten man die Reste des See-Offiziers, die sich seit der Nachricht von dem Tode von Leff Stepanowitsch in Moskau aufhielten) und nehmt über Alles im Hause ein Inventar, hörst du?"

„Ich höre, Herr," antwortete Tit mit erstickten Ton.

Am folgenden Tage begaben sich der Herr und sein erster Minister nach dem Landgut. Auf der Grenze der Lipoffkaschen Besitzung wurde Michael Stepanowitsch von der Dienerschaft und einer Deputation der Bauern mit Brod und Salz erwartet. Der Starost und Tit Trofimoff, welche in der Telega vorausfuhren, hielten den Reisewagen an und berichteten Michael Stepanowitsch, daß dieser große Stein und dieses große Loch die Grenze seiner Macht bezeichneten. Er stieg aus der Kutsche; die Untergebenen fielen auf die Knie, ein Alter, silberweiß wie der Mond, mit langem Bart und dem Gesicht einer buonarottischen Statue, überreichte das Brod und Salz. Michael Stepanowitsch befahl Tit das Brod zu nehmen und sagte mit schrillernder Stimme zu den Bauern, daß er ihnen für das Brod und Salz danke, aber auch hoffe, daß ihr Eifer sich in der That zeigen werde. „Sind noch Rückstände in den Steuern?"

„Nicht von Belang, Herr," antwortete der Starost.

„Worauf siehst du denn? he? Daß das Wort Rückstände mir nicht mehr vorkommt! Hörst du? Was für Steuer zahlen sie! es ist unerhört! der Onkel gab das so zu aus Alterschwäche. Ich sage

euch, Rechtgläubige, es ist eine Gewissenssache, vor den Nachbarn so wenig zu bezahlen."

„Sie könnten leicht auf Arbeiten noch zehn Rubel mehr geben," bemerkte der See-Offizier.

„Und obendrein sind sie noch Moskauer Bauern! Ihr seht, was die Leute sagen."

„Wie es Ew. Gnaden gefällig sein wird, wie Ihr geruhen werdet, Herr, es zu bestimmen, so werden wir es machen; unser bäuerisches Geschäft ist zu gehorchen," sagte der buonarottische Alte und die Bauern verneigten sich abermals bis zur Erde, wahrscheinlich um ihn für seine gütige Absicht, daß er sie von der Schande so geringe Steuern zu bezahlen, befreien wollte, zu danken.

„Darüber werde ich morgen sprechen, versammelt die Aeltesten des Morgens auf dem herrschaftlichen Hofe."

„Was sind das für Gesichter?" fuhr der Gutsbesitzer fort, indem er seine Aufmerksamkeit auf die Dienerschaft wandte. „Woher hat der Verstorbene die genommen? Tit ist der Einzige, der einem Menschen ähnlich sieht. Wer ist das da in dem fettigen nankingenen Oberrock, der da — rechts?"

„Der Dorfschreiber Wasil Nikitin," antwortete der Starost, „in der Revision, Herr, ist er als Leff eingeschrieben, aber der verstorbene Onkel, als er

ihn in den Dienst nahm, geruhte ihn Wasil zu nennen."

„Er riecht ja bis hierher nach Branntwein; den Weg zum Wirthshaus dürft ihr bei mir nicht mehr wissen." Nach dieser Rede ging er mit eiligen Schritten auf dem Wege vorwärts, der See-Offizier folgte ihm zunächst mit der Reisemütze in der Hand; der Starost und Tit blieben ein wenig zurück und vermieden es Einer den Andern anzusehen, hinter ihnen kamen die Diener, die Bauern, der Reisewagen und die Telega. Fast Niemand sprach ein Wort, aber das Herz war Allen schwer und bedrückt. Als sie durch das Dorf gingen, kamen kranke Greise und Greisinnen aus den Hütten und beugten sich bis zur Erde, Kinder versteckten sich schreiend und weinend hinter den Thüren, junge Frauen blickten scheu aus dem Fenster, irgend ein Hund, sich erdreistend und erzürnend über die Prozession, lief mit Bellen auf den Weg, aber Tit und der Starost stürzten sich mit solcher Wuth auf ihn, daß er den Schwanz zwischen die Beine nahm, in voller Eile davon rannte und sich erst beruhigte, als er sich unter der Treppe des letzten Schoppens versteckt hatte. So erreichten sie das herrschaftliche Haus; hier erwartete sie der Priester mit seiner Frau und mit einem Stück Honig aus seinem

Bienengarten, der magere kahlköpfige Diakon und die Kirchendiener, mit Haaren, die auseinander zu kämmen keine Möglichkeit gewesen sein würde. Der blinde Major und die Moldauerin, mit einem weißen Taschentuch umgebunden und eingehüllt in den schwarzen Shawl der verstorbenen Wohlthäterin, empfingen den neuen Besitzer Lipoffka's in der Vorhalle.

Michael Stepanowitsch wandte sich höflich zu Allen, aber Allen war es, als ob sie Leff Stepanowitsch mehr als vorher bedauern würden. Er ersuchte den Priester ein Dankgebet mit dem geweihten Wasser darzubringen und danach eine Seelenmesse für die Verstorbenen zu lesen; er erkundigte sich, ob die Bauern zum Abendmahl gingen und wandte sich dann zu dem versiegelten Kabinet, begleitet von dem See-Offizier. Er fand Alles in Ordnung, das Geld und die Wechsel vom Lombard. Man sagte auch, daß er einen Brief fand, in welchem der Onkel den Wunsch ausdrückte: die Diener, die es wünschen sollten, frei zu lassen; aber er bemerkte dem See-Offizier sehr richtig: daß der Onkel wohl seine Ansicht geändert haben müßte, da er sie nicht selbst frei gemacht hätte und daß es in solchem Falle gegen den Wunsch des Verstorbenen sein würde sie zu befreien; er verbrannte daher das

Schreiben an einem Licht. Am folgenden Tage machte Michael Stepanowitsch dem blinden Major und seiner Frau bekannt, daß es ihm heilige Pflicht sei, den Willen der verstorbenen Tante zu erfüllen, welche ihm anbefohlen habe sie nicht zu verlassen und daß er ihnen demnach zwei tausend Rubel zustelle. Damit überreichte er ihnen den Wechsel, von welchem die Procente schon abgenommen waren. Darauf erklärte er ihnen, daß, so sehr er es auch gewünscht hätte, sie doch um verschiedener Ursachen willen nicht in ihren Zimmern bleiben könnten, und er rieth ihnen nach Moskau zu gehen. „Kiril Wasilewitsch wird öfters den Doctor nöthig haben," fügte er hinzu, „für ihn ist es durchaus nöthig in der Stadt zu leben."

Die Moldauerin hätte Michael Stepanowitsch bitten mögen, ihnen zu erlauben, wenigstens in dem Haus der Dienstboten zu bleiben, aber als sie seinem kalten Auge mit den röthlichen Augenwimpern begegnete, wagte sie es nicht mehr ein Wort zu sprechen und ging um ihre Habseligkeiten zusammenzupacken.

Nachdem er den übrigen Theil des Besitzthums besehen und befohlen hatte, in Allem ohne Widerrede dem See-Offizier zu gehorchen, ging er nach Petersburg und nach einigen Monaten ging er aufs

Reue in das Ausland. Wo er war und was er machte im Verlauf voller vier Jahre, ist schwer zu sagen und was ihn so besonders an das Leben in der Fremde fesselte? — Als er nach Moskau zurückkehrte, erstattete ihm der See-Offizier Bericht; Andere ruiniren sich beim Reisen, Michael Stepanowitsch fand in Allem einen Zuwachs seines Vermögens, ohne alle Mühe, beinah ohne alle Opfer; er gab dem See-Offizier sehr wenig. Sogar jetzt, als er von Reisen zurückkehrte, brachte er ihm nur eine goldne Nortonofskische Uhr mit, die er zufällig kaufte und von der er dem See-Offizier erzählte, daß sie dem Admiral Elphinstone gehört hätte, um dadurch ihren Werth zu erhöhen.

Einsam und allein lebte Michael Stepanowitsch in dem großen aber öden Haus auf der Jause. Es war etwas Düsteres in seiner Existenz, er machte mit Niemand Bekanntschaft, ging selten aus, that nichts, war geizig bis zum Widerwärtigen und im Geheimen ein prosaischer, gemeiner Wüstling. Jede Woche kam der See-Offizier aus Lipoffka und Stoligin behielt ihn einen oder zwei Tage bei sich unter dem Vorwand verschiedener Geschäfte, aber in Wahrheit aus dem Bedürfniß ein lebendes Wesen bei sich zu haben. Seine Diener tyrannisirte er fürchterlich. Alle seine Vorstellungen gingen auf

das Haus der Fürstin zurück und er wollte etwas dem Aehnliches herstellen, ohne Geld auszugeben. Die Aufgabe war unmöglich zu lösen, bei jedem Schritt sah er, daß er sie nicht erreichte, er wurde wüthend und schob Alles auf die Diener. Bei all seinem Geiz beschäftigte er sich aber doch nicht ernsthaft mit seinem Eigenthum, nur zuweilen, ohne alle Veranlassung, mischte er sich in die Verwaltung des See-Offiziers, verbreitete Schrecken und Zittern, rasirte Köpfe, bestrafte, nahm in den Dienst, belud mit unnützen Arbeiten — hier befahl er einen Weg hinzulegen, dort eine Scheuer von einem Ort zum andern zu bringen — und nachdem er auf diese Weise seine Macht gezeigt hatte, überließ er dem See-Offizier von Neuem die Zügel der Regierung.

Außer dem blinden Major erschien ungefähr zweimal in der Woche bei Stoligin ein hoher, halbblinder Brocanteur in einem unendlich langen Ueberrock, mit blinzelnden Augen und zuckenden Schultern; er kannte alle Edelsteine und alle Kunstgegenstände auswendig beim Namen, was ihn übrigens nicht hinderte ein schlechter Kenner zu sein. Durch ihn legte Michael Stepanowitsch sein Geld zu fabelhaften Procenten an. Der Trödler, nicht zufrieden mit dem Handel von nasenlosen Adonissen, neuen Antiken und alten Bildern, be-

schäftigte sich in seiner freien Zeit mit der angenehmen Arbeit des Geldwechsels. Michael Stepanowitsch wollte nicht selbst Wucherer werden und wollte auch nicht das Kapital auf lumpichte fünf Procente geben, welche man im Lombard bezahlte, daher nahm er seine Zuflucht zu dem Trödler. Aber ungeachtet aller seiner Vorsicht wurde Stoligin doch von diesem betrogen. Es entspann sich ein Proceß. Kein einziger Secretair des Senats, kein bei der Dinte ergrauter Held überhaupt würde aber jemals errathen haben, womit sich dieser Proceß endigte.

Die Führung der Sache war von Seiten Stoligins einem damals in Moskau bekannten Advokaten, dem verabschiedeten Staatsrath Valerian Andrewitsch Tregubski, übertragen worden. Der Advokat hatte eine Tochter, bescheiden, voll Furcht vor dem Vater, scheu durch ihre Einsamkeit und nicht häßlich. Sie gefiel Michael Stepanowitsch, er liebte solche bescheidene Coquetterie, die nicht viel Ausgaben machen würde. Das junge Mädchen, die gänzlich unerfahren war und fortwährend von der Köchin angefeuert wurde, ging, ohne selbst zu wissen wie, gerade auf ihr Verderben los. Die Köchin des Staatsraths, welche Stoligin unterstützt hatte gegen eine weiße Banknote und gegen goldne

Ohrringe, welche er versprach aber nie brachte, erschrak plötzlich vor der Möglichkeit der Folgen dieser Bekanntschaft und eines Abends, als sie betrunken war, erzählte sie dem Vater Alles, natürlich ausgenommen ihre eigne Theilnahme. Der Alte überzeugte sich sogleich von der Richtigkeit der Aussage und auch davon, daß es zu spät sei Uebel zu verhüten, aber gerade noch Zeit es wieder gut zu machen.

Um die Wahrheit zu sagen, so erfreute ihn diese Neuigkeit mehr als sie ihn betrübte. Dessenungeachtet fiel er mit Wuth über die Tochter her, schalt sie aus, zog sie, in väterlicher Weise, an den Haarflechten umher, schloß sie in die Vorrathskammer ein, mit einem Wort er that Alles, was die beleidigte väterliche Liebe thun muß. Nachdem er diese schwere aber heilige Pflicht erfüllt hatte, wurde er wieder was er gewesen war, d. h. Advokat und fing an eine genaue Untersuchung im Zimmer der Tochter anzustellen. Er fand auch Schreiben und verschiedene Gegenstände, die er alle aufmerksam betrachtete, alle zwei bis drei Mal überlas. Die Untersuchung gab ihm offenbar die größte Befriedigung. Er nahm die Briefe zu sich, fing selbst an zu schreiben, schrieb lange, indem er den dritten Finger unter die Feder legte und das rechte

Auge dicht an das Papier brachte. Und er strich aus, schrieb wieder, fügte hinzu und kürzte ab, endlich zufrieden mit der Redaktion, schnupfte er zwei Mal Taback bis zum Husten und fing dann an in das Reine zu schreiben. Als er fertig geschrieben hatte, nahm er das Licht und ging zur Tochter.

Das arme Mädchen saß beleidigt, gedemüthigt, beschämt, verweint in der Ecke. Der Alte rechnete auf dies Alles, wie man nicht besser kann. „Du tödtest," sagte er ihr, „du tödtest den alten Vater, seine grauen Haare bedeckst du mit Schande."

Das Mädchen stammelte halb todt, mit bleichen Lippen: „Verzeih! verzeih!" —

„Komm hierher," schrie der Vater, „nimm die Feder, schreib, hier — Nun" —

„Vater" —

„Hörst du noch nicht? Sie beschimpft den Vater und verweigert den Gehorsam! Ich sage dir, schreib" — und er dictirte: „Die Tochter des Staatsraths Maria Valerianowna Tregubska."

Das Mädchen schrieb im Fieber, im Wahnsinn. Als der Vater ihr die Feder wegnahm, sanken ihr die Hände herunter, sie fiel auf die Knie vor dem leeren Stuhl und verbarg den Kopf in den Händen. Der ehrenhafte Alte ging weg ohne ein Wort zu sagen; er dachte, daß es ihn mehr ge-

kostet haben würde, er war sogar etwas verwirrt über den leichten Sieg.

Am folgenden Tage erhielt Stoligin vom Staatsrath einen langen Brief; er erklärte ihm: die Nachricht, daß Michael Stepanowitsch seine Tochter mit lockenden Versprechungen umgarnt, sie zum Gipfel des Unglücks geführt und ihn seiner letzten Stütze und seines letzten Trostes beraubt habe, hätte ihn bis ins tiefste Herz getroffen; und bemerkte, daß er den Zustand des verführten Opfers zweifelhaft finde. Darum verlasse er sich darauf, daß Michael Stepanowitsch seinen Schritt mit Gottes Gnade wieder gut machen werde durch die Heirath, welche ihr die Ehre und ihm die Ruhe des Gewissens wiedergeben würde, die doch höher sei als alle Güter der Erde. Sollte dies jedoch (was Gott verhüten möge) Michael Stepanowitsch nicht gefallen, dann würde er sich mit Bedauern genöthigt sehen, die Sache der Oberbehörde zu übergeben und Hülfe bei den nimmer ruhenden Gesetzen und den allerhöchsten Personen, Gott und dem Monarchen zu suchen, welche dafür da seien die Unschuldigen zu schützen und die Starken im Zaum zu halten. Zur Verstärkung der Anklagen habe er, außer dem Zeugniß der Hausgenossen, mit herzlichem Bedauern verschiedene Dokumente in Michael Stepanowitsch's eigner Hand-

schrift aufzuführen. Zum Schluß hielt es der beleidigte Vater für nöthig mit einfließen zu lassen, daß seine schuldige Tochter doch bei alledem seine einzige Erbin sei, sowohl des Hauses im Chamownischen Stadttheil, im dritten Viertel Nr. 99, als auch des Kapitals, welches er ihr zu hinterlassen hätte, wenn es dem Herrgott gefallen sollte seinen sündigen Tagen ein Ziel zu setzen.

Michael Stepanowitsch erstickte vor Zorn und vor Furcht; er wußte sehr gut, mit wem er es zu thun hatte, er dachte an Entschädigung, an friedliche Vergleiche, an die Sünden halb Part. An eine Heirath dachte er nicht, das hielt er nicht für möglich. In seiner Antwort bat er den Alten den Verläumdungen nicht zu glauben; versicherte ihn, daß er sie zerstreuen würde; sagte, daß dies Schlingen seien, die ihm seine Feinde, welche sein ruhiges und unbeflecktes Leben beneideten, gelegt hätten und hauptsächlich beschwor er ihn sich nicht zu übereilen in einer Sache, von der die Ehre seiner Tochter abhänge.

Valerian Andrewitsch war nicht umsonst vierzig Jahre lang Advokat gewesen; er sah, daß Stoligin nur Zeit gewinnen wollte, daß er folglich keine verlieren dürfe. Unter anderen Geschäften, die seiner Führung anvertraut waren, befand sich in

seinen Händen ein langer verwickelter Prozeß über die Bergwerke eines gewissen Grafen, der eine sehr einflußreiche Person war. Tregubski begab sich zu ihm und fing plötzlich, beim Vorlesen von Dokumenten, an die Unterlippe hängen zu lassen, zog die Backen ein, machte ein lächerlich kummervolles Gesicht und fing an Thränen zu vergießen. Der Graf wunderte sich, wurde beunruhigt, fing an zu fragen, der Alte bat ihn um Verzeihung, entschuldigte sich mit seinem zärtlichen Herzen und unermeßlichen Kummer, erzählte endlich die ganze Geschichte und zeigte den Brief Stoligins und die Bittschrift der Tochter. Der Graf, längst über die völlig unnöthige Erinnerung an die Zeit seiner eignen Uebertretungen hinaus, nahm den herzlichsten Antheil an dem Kummer des unglücklichen Alten und sagte, indem er ihn entließ: „Seien Sie ruhig, Sie sind nicht umsonst damit zu mir gekommen. Lassen Sie den Brief Ihrer Tochter hier. Apropos! und die Akten vergessen Sie nicht und die Appellationsschriften über meine Angelegenheit beendigen Sie schneller." Der Alte beruhigte sich.

Nach einigen Tagen lud der Marschall des Adels Michael Stepanowitsch zu sich ein wegen einer „besonders vertraulichen Mittheilung." Nachdem er sich über den Zustand seiner Gesundheit und den

der Winterkorn-Erndte unterrichtet hatte, fragte ihn der Adelsmarschall, wie er gesonnen sei seine unvorsichtige Begebenheit mit der Tochter Tregubski's zu beendigen, hinzufügend, daß ihm befohlen sei, Michael Stepanowitsch zu rathen, diese Sache zu beendigen, wie es einem Edelmann und Christen gezieme. Stoligin ließ sich auf Erklärungen ein. Der Marschall hörte ihm mit der größten Aufmerksamkeit zu und bemerkte, daß Alles dieses vollkommen richtig sei, daß er aber nichtsdestoweniger überzeugt sei, daß Michael Stepanowitsch das Vertrauen hoher Personen rechtfertigen und verfahren werde, wie es sich für einen Edelmann und Christen gezieme; daß er ihn übrigens bäte sich die Mühe zu geben, einen Brief durchzulesen, den er in Betreff dieser unangenehmen Geschichte empfangen habe.

Michael Stepanowitsch las den Brief und legte ihn schweigend und mit verändertem Gesicht wieder auf den Tisch.

„Ist es Ihnen jetzt gefällig", fragte ihn der Marschall, „da dies Papier zu unterzeichnen?" Stoligin nahm die Feder. „Erlauben Sie — erlauben Sie", bemerkte der Marschall mit Wärme, indem er ihm zärtlich die Feder aus der Hand nahm, „diese Feder ist nicht gut, hier ist eine viel bessere." Stoligin nahm die bessere Feder und unterschrieb

mit einer etwas zitternden Hand. Man muß demnach denken, daß das erste Papier außerordentlich beredt gewesen war und ihn gänzlich von der Nothwendigkeit überzeugt hatte, das zweite zu unterschreiben. Der Marschall, indem er ihn entließ, sagte Stoligin, daß er aufrichtig und herzlich froh sei, daß sich die Sache so friedlich ende und daß er solch ein guter, wahrhafter Patriot und wirklicher Christ sei, entschlossen den Fehltritt oder besser: die Begebenheit, wieder gut zu machen.

Nach einer Woche war Michael Stepanowitsch verheirathet. Aber ungeachtet Moskau der klassische Ort für Heirathen ist, so bin ich doch überzeugt, daß seit den Zeiten der bekannten Orgien, auf Grund deren man in den Chroniken sich zum ersten Mal des Namens Moskau erinnerte, bis zu unseren Tagen kein Mensch weniger für das Familienleben geeignet und dazu geneigt war, als Stoligin. Die vorsorgliche Regierung verbesserte diesen Mangel mit ihrer väterlichen Einmischung.

Es ist schwer, sich eine schlechtere, absurdere, schwerere Lage vorzustellen als die der armen Neuvermählten. Aus der Unterwürfigkeit unter eine höhere Autorität, aus der klösterlichen Einsamkeit, in welcher sie der alte Federheld hielt, heraustretend in ein fremdes Haus, in welchem sie gar

nicht nöthig war, in welchem sich nichts um ihrentwillen änderte — wurde ihre Lage außerordentlich schlecht. Stoligin behandelte sie nicht wie eine Frau, sondern wie eine leibeigne Geliebte. Sie sah nicht einen einzigen Bekannten; Stoligin verbot ihr, ihre Verwandten anzunehmen, welche ein paar Mal von jenseits der Moskwa kamen, um ihr Glück zu beneiden; sie selbst wollte sich nicht mit der Nichte des See-Offiziers abgeben, welche Stoligin ihr zuführen wollte, um bei seiner Frau die geheime Polizei zu machen. Sie ging niemals aus, zuweilen nur schlug Michael Stepanowitsch seiner Frau vor, allein im Wagen auszufahren und dann erhielten der Kutscher und der Lakai Befehl, durch welche Straßen sie fahren sollten.

Einige Jahre blieb sie so verloren, traurig und allein. Ein gutes Wesen, bereit zu lieben, bereit zu jedem Opfer, ergab sie sich schweigend in ihr Schicksal und, indem sie der Leiden gedachte, die sie vom Vater erduldet hatte, dachte sie, daß es so sein müßte, daß dies die Lage der Frauen auf der Welt sei.

Der erste Tröster, der sich ihr zeigte, war der kleine Anatol, ein Jahr nach ihrer Verheirathung geboren. In der Folge entwickelte, erzog und befreite er sie.

Die Geburt des Sohnes verbesserte die Lage von Maria Valerianowna um einige Grade. Er war Stoligin sehr ähnlich. Dieser ließ sich so weit herab, in den ersten Augenblicken der Freude Tit mit wohlgefälligem Lächeln zu fragen: „Sahst du den Kleinen?“ und als Tit antwortete, daß ihm dies Glück noch nicht zu Theil geworden sei, befahl er der Amme, Anatol Stepanowitsch Tit zu zeigen. Tit küßte den kleinen Fuß des Neugebornen und wiederholte mit Thränen der Rührung dreimal: „Das leibhaftige Papachen! der Abdruck vom Papachen! das Portrait vom Papachen!“

Michael Stepanowitsch war sehr zufrieden, er gab den Befehl, daß die Leute aufstehn sollten, wenn die Amme mit dem kleinen Herrn vorüberginge; die Amme hingegen, bestimmte er, solle sogar in seiner Gegenwart sitzen bleiben, was sie übrigens niemals that nach einer Instruktion des See-Offiziers. Die Amme war aus Lipoffka. Ungefähr zwei Wochen vor der Niederkunft von Maria Alexandrowna befahl Stoligin dem See-Offizier, zwei bis drei gesunde, frische und nicht lange vorher entbundene Frauen mit ihren Kindern zur Auswahl herbeizuführen. Der See-Offizier führte sechs herbei und diese Maßregel zeigte sich als durchaus nicht überflüssig. Bei der starken Kälte und den

dünnen Pelzen erkälteten sich zwei Ammen, die den fünften Tag nach der Niederkunft die Reise machten, so stark, daß, so viel eine alte Hexe sie auch mit Indigo und Kräutern beräucherte, sich doch die Wassersucht einstellte; der dritten begegnete es, als sie schon auf dem Wege war mit dem Kinde, daß der Säugling, wahrscheinlich durch den bösen Blick, ungeachtet der reinen Luft und anderer Annehmlichkeiten des winterlichen Weges, in Krämpfen im Schlitten starb ohne Regolofffi zu erreichen, wo die Lipoffker gewöhnlich anhielten; der Mutter stieg die Milch in den Kopf und sie wurde daher auch unfähig an der Brust zu nähren. So blieben drei zur Auswahl, nach dem Wunsch von Michael Stepanowitsch. Zwischen ihnen wählte er mit der Hebamme eine wirklich bemerkenswerthe Frau aus. Schon drei Jahre verheirathet, hatte sie weder Schönheit noch Gesundheit verloren und war, wie man zu sagen pflegt, wie Milch und Blut, ja wie Sahne und Blut könnte man sagen. Auf einen Organismus, welcher nicht nur ungestraft, sondern sogar siegreich, Armuth, Arbeit, Vater, Mutter, Erndte, Mann, zwei Schwiegerinnen, den Starost, die Schwiegermutter und den Herrndienst ertrug, konnte man sich wohl blindlings verlassen. Die Amme war nach zwei Monaten Aufenthalts auf

dem herrschaftlichen Hofe noch zweimal so dick und roth geworden, so daß die Schwiegermutter, wenn sie zuweilen aus dem Dorfe kam, sie nicht ohne Groll ansehen konnte und jedesmal, wenn sie aus der Pforte ging, murmelte: „Seht, wie sich die bei dem herrschaftlichen Thee herausißt! Komm nur erst nach Haus zurück, da wollen wir des Fett's schon weniger machen! — warte nur." — Es ist zu bemerken, daß die gutmüthige Alte ihr Versprechen gewissenhaft hielt.

Für die Dienerschaft wurde der kleine Knabe eine neue Quelle der Bedrückung und des Unglücks. Geräusch während dem das Kind schlief, Zug oder eine offne Thür, alles das brachte Stoligin außer sich. Es würde schwer sein, sich eine Vorstellung von dem zu machen, was die arme Wärterin litt, dieselbe Nastasia, welche die unschuldige Ursache des Todes von Leff Stepanowitsch gewesen war. Die Amme mußte doch zuweilen schlafen, aber Nastasia war verpflichtet Tag und Nacht anwesend zu sein. Sie entkleidete sich nur einmal in der Woche, wenn sie in das Bad ging. Nastasia war es anbefohlen, daß im Sommer in der Kinderstube keine Fliegen sein dürften, sie war verantwortlich für das Geschrei des Kindes, für sein Fallen, als es anfing zu gehen, für den Schnupfen, welchen es

beim Zahnen hatte — Und dennoch — das ist das Geheimniß des menschlichen Herzens — Nastasia liebte das Kind, dessen Existenz ihr ganzes Leben verdarb, um dessentwillen sie so viel Seelenleiden, so viel physische Anstrengungen ertrug, bis zum Wahnsinn. Maria Valerianowna vergalt ihr, so viel sie konnte, durch Freundlichkeit und Geschenke, aber sie fühlte selbst, wie arm der Lohn sei, den sie ihr zu geben hatte für die Aufopferung jeder Ruhe, für fortwährende Angst, fortwährende Quälerei und fortwährende Verfolgung.

So lange das Kind noch klein war, kannte die Verwöhnung von Seiten Michael Stepanowitsch's keine Grenzen. Aber als Anatol anfing einen eignen Willen zu zeigen, verwandelte sich die Liebe des Vaters in Bedrückung. Der kränkliche Egoismus Stoligins, seine reizbare Laune und seine Verwöhnung konnten das Dasein von irgend etwas Freiem neben sich nicht ertragen. Er mißhandelte einmal sogar einen kleinen Hund so, daß dieser auf immer den Schwanz und den Kopf hängen ließ, als wenn er toll wäre.

Maria Valerianowna, bis zu dieser Zeit sanft und selbstverleugnend, zeigte sich jetzt als eine Frau von Charakter und unbeugsamem Willen. Sie beschloß nicht nur das Kind vor offenbarem Verder-

ben zu bewahren, sondern, in sich selbst seine Mutter ehrend, stellte sie sich überhaupt auf einen anderen Fuß. Diese Opposition wurde sogleich von Michael Stepanowitsch bemerkt und er beschloß ihr Einhalt zu thun, wo es immer sein möchte.

Der fünf bis sechsjährige Anatol war Zeuge roher, widerwärtiger Scenen; der nervöse und zarte Knabe faßte convulsivisch die Kleider der Mutter und weinte nicht, aber die Nacht nachher stöhnte er im Schlaf und aufwachend und am ganzen Körper zitternd fragte er die Wärterin: „Ist Papa noch hier? ging Papa hinaus?“ Maria Valerianowna fühlte die Nothwendigkeit dem ein Ziel zu setzen und wußte nicht wie. Die Umstände, wie es immer zu gehen pflegt, halfen ihr. —

Im Wohnzimmer befand sich eine Etagere, auf welcher alle die unnützen Dinge standen, die von dem Trödler zu seiner Ermuthigung genommen wurden. Anatol, der tausend Mal mit diesen Kleinigkeiten gespielt hatte, ging einst auch hin und nahm irgend eine Porzellanfigur.

„Rühr' sie nicht an,“ schrie der Vater. Anatol sah voll Furcht nach ihm, stellte die Puppe wieder hin und nahm sie nach zwei Minuten von Neuem. Michael Stepanowitsch ging zu ihm, nahm sie ihm aus der Hand und stieß ihn mit solcher Heftigkeit zu-

rück, daß er auf den Boden und sich die Stirne blutig fiel. Die Mutter und die Wärterin stürzten nach ihm hin.

„Laßt ihn, das ist dummes Zeug, nichts als Launen," schrie der Vater. Die Wärterin zögerte unentschlossen, aber die Mutter, ohne die Worte des Mannes zu beachten, hob Anatol auf und trug ihn fort, indem sie sagte: „Komm mein Liebling, laß uns in die Kinderstube gehen, Papa ist krank." —

„Hörst du oder hörst du nicht, was ich sage?" schrie Michael Stepanowitsch, „laß ihn." —

„Unter keiner Bedingung," antwortete die beleidigte Mutter; „wie könnte ich das Kind mit einem Manne lassen, der einen Anfall von Wahnsinn hat?" —

„Was heißt das?" schrie Stoligin, am ganzen Körper vor Wuth zitternd.

„Das heißt," antwortete Maria Valerianowna, „daß es für Alles ein Maaß giebt und wenn du von Sinnen bist, so ist es meine Pflicht, deinem verderblichen Einfluß auf das Kind ein Ziel zu setzen." —

Michael Stepanowitsch ließ sie nicht ausreden, er schlug sie. Anatol schrie und wurde ohnmächtig.

Maria Valerianowna, als sie in ihrem Schlafzimmer war, warf sich vor dem Heiligenbild auf die Knie und betete lange, in Thränen gebadet; dann führte sie Anatol zu demselben und befahl ihm es zu küssen, darauf kleidete sie ihn an, nahm selbst einen Shawl um und, nachdem sie Nastasia und das Mädchen weggeschickt hatte, um irgend Etwas aus der Mädchenstube zu holen, ging sie mit Anatol aus der Pforte, von Niemanden bemerkt als von Esimka. Draußen dunkelte es schon. Maria Valerianowna, die beinahe niemals des Abends auf der Straße ging, war es unheimlich und ängstlich; zum Glück bot ihr ein Miethkutscher, der gerade keine Fuhre hatte, seine Dienste an, sie stieg, ohne zu wissen wie, in die Droschke, nahm Anatol auf den Schooß und kehrte zu ihres Vaters Haus zurück. Als sie aus der Droschke stieg, drückte sie dem Kutscher einen Silberrubel in die Hand und wollte in die Thür hineingehen, aber der Kutscher hielt sie an, er glaubte, daß sie ihm nur ein Fünfkopekenstück gegeben habe und sagte: „Nein Herrin, warte, wie könnte ich" — da sah er, daß es kein Fünfkopekenstück, sondern ein Rubel sei, er fuhr aber dessenungeachtet in demselben Ton, ohne sich im Mindesten zu verwirren, fort — „wie könnte ich

einen Rubel nehmen für zwei Personen, noch einen halben muß ich haben."

Sie warf ihm noch etwas Geld hin und trat ein, in denselben unglücklichen Eingang, aus welchem sie vor sechs Jahren, Gott weiß unter dem Einfluß welchen Geschicks, herausging zu der ersten Zusammenkunft mit dem Mann, den das Schicksal auserwählte, um ihr ganzes Leben zu Grunde zu richten.

Als Michael Stepanowitsch zu sich kam, erinnerte er sich, daß er die Grenze ein wenig überschritten habe. „Nun was ist aber zu machen," dachte er, ich habe einmal solch eine Gemüthsart, es wäre in der That Zeit sich daran zu gewöhnen; sie macht mich absichtlich böse et ensuite elle devient impertinente; ich kann meinen Sohn nicht nach meinen Ideen erziehen." — Indem er sich mit solchen Gedanken tröstete, kehrte er in das Wohnzimmer zurück, aber auf seinem Gesicht las man deutlich, daß, wie selbstzufrieden auch diese Gedanken waren, es doch in seinem Gewissen nicht ganz ruhig zuging. Das große Wohnzimmer war öde und traurig, nur von zwei Talglichtern erleuchtet. Er setzte sich auf das Sopha. — Alles leer — Alles öde! „Senka," schrie er und ein Knabe von ungefähr zwölf Jahren, als Kossack angezogen, zeigte sich in der Thür.

„Sag' Nastasia, daß sie Anatol Michailowitsch herbringt." Der Kossack ging, kehrte aber lange nicht zurück, man hörte Stimmen, Geräusch, Schritte. Tit, bleich wie der Tod, stand im Saal, Nastasia erzählte ihm etwas mit überströmenden Augen, Tit schüttelte den Kopf und wiederholte mehrere Mal: „Ach mein Gott, erbarme dich unserer Sünden!" Nach einigen Augenblicken kam der Kossack mit dem Bescheid: „Anatol Michailowitsch ist nicht zu Haus, die Herrin geruhten ihn mitzunehmen."

„Wa — a — a — as?

Der Kossack wiederholte.

„Was lügst du? Rufe Nastasia und Tit!"

Nastasia und Tit kamen.

„Wohin ist die Herrin gegangen?" fragte Stoligin.

„Ich kann es nicht sagen," versetzte die Alte, am ganzen Körper zitternd, „sie geruhten mich nach Wasser hinauszuschicken, sie geruhten den gelben Shawl umzuthun — ich dachte es wäre wegen der Kälte." — —

„Schweig und antworte nur auf das, was ich dich frage. Nun und du alter Räuber, worauf hast du zu sehen, Tit Trofimowitsch, Hausverwalter? Wer ging mit der Herrin?"

„O! Vergebung, Herr, Michael Stepanowitsch,

ja es ist meine Schuld! Gott strafe mich auf meine alten Tage, ich sah es nicht."

„Meine Schuld! Herr!" ahmte Stoligin ihm nach, indem er sich mehr und mehr erhitzte. „Auf die alten Bestien Kusku und Osku, und den Narren Esimka und den Kutscher."

Die Leute sahen sich Einer den Anderen mit Schrecken an, sie wußten sehr gut was es zu bedeuten hatte, wenn der Kutscher gerufen wurde. — — —

Am folgenden Tag, des Morgens, warfen sich Tit, Nastasia und zwei Lakaien zu den Füßen von Maria Valerianowna, und beschworen sie mit Thränen sie zu retten. Stoligin hatte ihnen befohlen, entweder die Herrin mit dem Sohn zurückzubringen oder sich bereit zu halten ins Polizeihaus und dann in die Verbannung zu gehen. Der graue und fette Tit schluchzte wie ein Kind, indem er wiederholte: „Verderben wird er uns, Herrin, aus der Welt wird er uns schaffen."

„Maria Valerianowna," sagte Nastasia, „rette du uns, sei unsere Vertheidigerin, oder ich bleibe hier."

„Ich gehe nicht nach Haus zurück," wiederholte der Alte, „ich springe von der steinernen Brücke in das Wasser, das ist das einzige Ende."

Maria Valerianowna schwieg lange. Es ward

ihr schwer sich zu entscheiden; sie blickte noch einmal auf diese verlornen, verzweifelnden Gesichter, stand auf und sagte mit trauriger Stimme: „So sei es, ich rette Euch, ich kann es nicht zugeben, daß er Euch um meinetwillen verderbe, ich kehre jetzt zurück, vielleicht zu meinem eigenen Verderben. Betet nun zu Gott, daß es nicht auch zu dem Verderben des Kleinen sei!“

„Du unsere leibliche Mutter!“ sagte Tit, „an die Iwerskische Mutter Gottes wollen wir Gebete richten, die ganze Dienerschaft wird ihr zehnpfündige Lichter widmen.“

Maria Valerianowna zeigte sich zu Haus nicht wie eine schuldige und bittende Frau, sondern mit dem vollen Bewußtsein ihres Rechtes und ihres Berufs, die Beschützerin ihres Sohnes zu sein. Sie erklärte Stoligin ruhig und fest, daß sie nur zurückkehre, um gänzlich unschuldige Leute vor seiner Wuth zu retten, aber daß sie entschlossen sei, den Sohn nicht länger der Zügellosigkeit eines solchen Vaters zu überlassen.

„Ach,“ sagte Michael Stepanowitsch, indem er sich krank stellte, „ach ma Mère, wozu gebrauchst du solche Worte? Mein Ohr ist an solche Ausdrücke nicht gewöhnt. Durch Sorgen, durch Krankheit (er beklagte sich über einen Anervismus, den er

gar nicht hatte) herbeigeführt kommen bei mir zuweilen schwarze Augenblicke, man muß sie durch sanfte, gute Worte verscheuchen, nicht sie noch mehr reizen, ich beklage selbst den unglücklichen Zufall" — hier hielt er an, als ob er von tiefem Gefühl überwältigt wäre.

Aber seine Reden wirkten nicht länger auf Maria Valerianowna. Alles prestige, was ihn umgeben hatte, war verschwunden, sie fühlte sich so viel höher, so viel stärker als er, daß sie fast anfing Mitleid für ihn zu empfinden.

Nach dieser Geschichte betrug sich Stoligin ein wenig anständiger. Maria Valerianowna lebte die größere Hälfte des Jahres mit dem Sohn auf dem Lande; da dies entschieden die Ausgaben verminderte, so hatte der Gemahl nichts dagegen einzuwenden. Der Tod des guten Alten, Valerian Andrewitsch, der nach einigen Jahren erfolgte, verwirrte von Neuem und zerstörte schließlich das geordnete Leben Maria Valerianowna's.

Er starb bald nach dem Moskauer Brande. Der Alte blieb während der ganzen Dauer des Krieges in Moskau, und kaufte sehr vortheilhaft, zum Theil von den Franzosen, zum Theil von den Kossacken, verschiedene Gegenstände von Gold und Silber ein. Nach dem Abzug des Feindes reichte er eine Bitt-

schrift ein um eine Geldunterstützung zur Wiederherstellung seines Hauses, welches von den gottlosen Feinden bewohnt worden sei, während der Invasion der Gallier mit zwölf Völkerschaften. Aber ungeachtet seine Bitte durchaus ungerecht war, so erhielt er doch eine abschlägige Antwort. Dies erzürnte ihn sehr, er schleppte sich noch so ein Jahr hin und starb dann, indem er Maria Valerianowna das Haus, die goldnen und silbernen Kleinigkeiten und ein dickes Packet Lombard-Billette hinterließ.

Maria Valerianowna war zu der Zeit in Petersburg, wohin Stoligin während des Aufenthalts der Feinde in Moskau gegangen war. Das Haus auf der Jause brannte ab. Der See-Offizier baute es nur langsam wieder auf, weil Stoligin mit dem Gelde zurückhielt. Der Alte berief die Tochter vor seinem Tode zu sich, um Abschied von ihr zu nehmen. Sie kam, fand ihn aber nicht mehr. Der See-Offizier, der schon seine Instructionen empfangen hatte, waltete im Hause ihres Vaters wie auf einem gefangen genommenen Schiff. Maria Valerianowna schwieg, aber die Lombard-Billette nahm sie weg; Michael Stepanowitsch gab beinahe gar kein Geld für die Erziehung des Sohnes und auch außerdem wollte sie auf jeden Fall das Kapital in ihren Händen haben.

Dieser Umstand entzweite sie aufs Neue mit dem Mann. Seine Briefe nahmen einen groben Ton an. Als er die Unbeugsamkeit der Frau sah, kam Stoligin der Gedanke in den Kopf, ihre Trennung von dem Sohn dazu zu benutzen, um seinen Willen durchzusetzen. Er schrieb dem See-Offizier in jedem Brief, daß Alles zu seiner Abreise bereit sei, daß er in den Tagen abreisen werde und daß er folglich seine Ankunft zu erwarten habe. Als er endlich in sein Haus auf der Jause zurückkehrte, brach er allen Verkehr mit Maria Valerianowna ab und verbot seinen Leuten streng, weder sie einzulassen noch zu ihr in das Haus zu gehen. „Ich muß solche Maßregeln nehmen wegen des Sohnes," sagte er, „ich könnte ihr Alles verzeihen, aber sie ist eine so exaltirte Frau, daß es die moralischen Fundamente erschüttern könnte, welche ich mit solcher Mühe in das Herz Anatol's pflanze."

Es versteht sich von selbst, daß Niemand ihm glaubte, außer dem See-Offizier, ja, und der selbst glaubte auch mehr aus Disciplin und Unterwürfigkeit, als aus Ueberzeugung und vertheidigte Stoligin nur mit folgendem energischen Argument: Es mag Alles sein wie es will, sie ist doch immer die Frau von Michael Stepanowitsch und Michael Stepano-

witsch, man mag sagen was man will, ist doch immer ihr Mann. — — —

Anstatt der Fortsetzung.

Im Anfang des Jahres 1848 schickte ich diesen Theil der Erzählung nach Petersburg. Ungeachtet der wiederholten Anzeigen auf der Rückseite eines Journals erlaubte man nicht sie zu drucken. Warum? ich weiß es nicht; urtheilt selbst nach der Erzählung, die vor Euch liegt.

Damals herrschte nämlich in Rußland der stärkste Paroxysmus der Censur-Krankheit. Außer der gewöhnlichen Civil-Censur war zu der Zeit noch eine andere militairische Censur eingerichtet, welche aus Generaladjutanten, Generallieutenants, Generalintendanten, Ingenieuren, Artilleristen, Stabsoffizieren, der Suite Ihrer Majestät, Offizieren, Platz- und Bau-Adjutanten, einem tartarischen Prinzen und zwei rechtgläubigen Mönchen, unter dem Vorsitz des Marine-Ministers, bestand. Sie prüfte nicht nur Bücher, sondern auch Bücherautoren und Censoren zusammen.

Diese Belagerungszustand-Censur, eingerichtet nach dem Soldatenreglement von Peter I. und dem griechischen Nomokanon, verbot irgend etwas von mir Geschriebenes zu drucken, gleichviel, ob es ein Wort zum Nutzen der geheimen Polizei und des offnen Absolutismus, oder ein vertrauliches Schreiben an die Freunde über den Segen der Leibeigenschaft, und über den Nutzen der körperlichen Strafen und der Rekrutenaushebung gewesen wäre. Dies Verbot des Leib-Censur-Auditoriats erinnerte mich, daß es Zeit sei für die Russen außerhalb Rußlands zu drucken, da wir nichts zu sagen hätten, was die kriegsgerichtliche Censur passiren könnte.

— — — Da ich von Anfang an nicht mehr die Lust hatte die Erzählung fortzusetzen und nachher es unmöglich war, so erzähle ich Euch den Plan derselben.

Ich wollte in Anatol einen Mann vorstellen, voller Kraft, Energie und Fähigkeiten, dessen Leben schwer, lügnerisch, leer und fruchtlos bleibt unter dem beständigen Widerspruch zwischen seinen Bestrebungen und seiner Pflicht. Er bemüht sich und erreicht es auch jedesmal, seinen rebellischen Willen damit zu beruhigen, daß er die Pflicht bedenkt, und in diesem Streit verzehrt sich sein ganzes Leben. Er vollzieht heroische Thaten der Selbstverleugnung und Hin-

gebung, bezwingt die Leidenschaften, opfert die Triebe und erreicht mit alledem nur den trüben, freudelosen Zustand, in welchem sich jede mittelmäßige, unbegabte Natur befindet. Die Kraft dieses Menschen mußte sich ohne Nutzen für Andere, ohne Genuß für ihn selbst verzehren.

Dieser Charakter und die Mitte, in welcher er sich entwickelte, unseren heimathlichen Boden, oder besser unseren heimathlichen Sumpf, der sich allmälig immer schmutziger ausbreitet und langsam alle Individualität wegschwemmt, wie sehr sich diese auch dagegen wehre, das ist es, was ich in meiner Erzählung darstellen und beschreiben wollte.

Seit seiner frühesten Jugend steht Anatol in einem fatalen Widerspruch mit der Pflicht. Vor ihm zeigt sich in furchtbarer Absurdität die väterliche Macht. Er verachtet Michael Stepanowitsch, aber er überwindet seinen natürlichen Widerwillen und ordnet sich diesem Menschen unter, weil er sein Vater ist.

Der unterdrückte und tyrannisirte Anatol findet einen Ausweg, welchen alle Jünglinge mit warmem, reinem Herzen finden; er begegnet einem Mädchen, welches er aufrichtig und innig liebt. Zu ihrem Glück fehlt nur ein einziger Umstand: die Freiheit.

Auch sie kam.

Michael Stepanowitsch stirbt endlich zur unaussprechlichen Freude seiner Dienerschaft. Anatol gleich Onägin:

„Das schwere Joch des alten Herrn
In leichte Steuer wandelt er's;
Die Bauern segenen sein Loos."

Und der siebzigjährige See-Offizier erkrankt auch und legt sich zu Bett um nicht mehr aufzustehn von dieser „Debauche"; er schüttelt traurig den Kopf und wiederholt: „Das kommt Alles von der Bibelgesellschaft, Alles von der Bibelgesellschaft; das kommt uns aus Großbritannien!"

Anatol fängt indessen an sich von seiner Liebe gelangweilt zu fühlen, es wird ihm zu eng bei Olinka, ihr ewig kindliches Geplauder ermüdet ihn. Das Gefühl, welches seine Grenze ausfindet, ist nicht dauerhaft; die unbegrenzte Ferne ist ebenso nothwendig für Liebe und Freundschaft, wie für eine schöne Aussicht. Olinka gehörte zu den liebenswürdigen, aber nicht tiefen und sich nicht entwickelnden Naturen, welche fähig sind einmal mit einem starken Gefühl aufzuflammen und dann zurücksinken und nicht weitergehen.

Als Anatol sich überzeugte, daß er sie nicht liebe, erschrak er über seine Trockenheit, seine Undankbarkeit; im Unglück hatte er keinen andern Trost,

keine andere Stütze gefunden als ihre Liebe und jetzt, frei und reich, war er bereit sie zu verlassen. Es versteht sich, daß er, nach dieser Betrachtung, sich mit ihr verheirathete.

Es ist eine psychologische Thatsache, daß es leicht ist um nichts zu lieben, aber schwer um etwas willen zu lieben. Die menschlichen Beziehungen, ausgenommen die geschäftlichen, die auf irgend ein äußerliches Gefühl gegründet sind, lösen sich auf, oder werden aufgelöſ't. Sich nur aus Dankbarkeit oder Mitleid nahe zu stehen, deshalb weil dieser Mensch mein Bruder ist und jener Andere mich aus dem Wasser gezogen hat, oder dieser Dritte ohne mich in das Wasser gefallen wäre, ist eines der schwersten Kreuze, das einem Menschen auf die Schultern gelegt werden kann.

Anatol war einige Monate nach der Hochzeit vollkommen unglücklich und zerstörte durch sein Unglück auch die arme Olinka.

Mein Held (vielleicht dachten Sie gar nicht daran) war Offizier in den reitenden Jägern; bald nach seiner Hochzeit wurde Anatol zum Adjutanten eines Kommandeurs en chef ernannt, der sein Verwandter war.

Dieser General en chef war Niemand anders als unser alter Bekannter der Fürst, derselbe, der

die kleine Nina mit aus Paris nahm, zu derselben Zeit, als das Pariser Volk die große Bastille nahm. Er machte seine Carriere glorreich und kehrte aus dem Feldzug von 1815 zurück, behängt mit Ordenskreuzen von allen den deutschen Fürsten, die durch die Kossacken wieder zur Herrschaft gelangt waren und mit einer wahren Milchstraße russischer Sterne. Er war von zwei Kugeln durchschossen und ganz in Schulden. Er sah schon schlecht, ging nicht mehr fest, hörte nicht deutlich, aber bei alledem kämmte er seine grauen Haare noch à la Titus, schmückte sich mit der Uniform, besprengte sich mit Wohlgerüchen, färbte den Schnurrbart, ging den Damen nach und unterhielt, Gott weiß weshalb, wahrscheinlich des Anstands halber, eine französische Schauspielerin.

Diese Figur beschäftigte mich außerordentlich, ihn wollte ich besonders ausarbeiten. Der Prinz sollte demjenigen Typus von Menschen angehören, welche jetzt aussterben, welche ich aber noch recht gut gekannt habe und welche man durchaus aufbewahren muß, dem Typus der russischen Generale von 1812.

Die russische Gesellschaft wechselte wohl an vier Mal ihr Wesen seit Peter I. — Ueber die Alten aus der Zeit Katharina's sprach man sehr viel, aber

die Menschen aus der Zeit Alexanders waren vergessen, obgleich sie uns näher standen als die Anderen, aber sie traten selten heraus auf die Bühne, und dort waren sie den jetzigen Schauspielern des „kleinen Memoranden-Buchs“ und den Herren des „Adreßkalenders“ sehr unähnlich.

Unter Katharina bestand die Petersburger Gesellschaft zum größten Theil nicht aus Aristokraten, sondern aus großen Dignitarien, die aufgeblasen, stolz und nicht ganz zahm waren. Vom Jahr 1725 bis 1762 nahmen diese Leute Theil an allen Thronumwälzungen, bestimmten über die russische Krone, welche in den finnischen Koth gefallen war, als wäre sie ihr Eigenthum und wußten sehr wohl, daß der russische Thron keineswegs auf festen Füßen stand und daß nicht nur die Peter-Paulowskische Festung und Schlüsselburg, sondern auch Pelim und sogar Sibirien nicht so sehr weit vom Hofe waren. Diese aufrührerische Handvoll reicher Würdenträger setzten, mit Theilnahme der Gardeoffiziere und zweier oder dreier deutscher Intriguanten, welche indeß immer das Ansehn sklavischer Unterwürfigkeit und Anhänglichkeit bewahrten, auf den Thron wen sie wollten und machten es alsdann den übrigen Städten im Reich bekannt. Dem Volke waren die Namen derer, welche die Knute führten, gleichgültig,

der Rücken schmerzte ihm, gleichviel von wem es geschlagen wurde.

Die Anhalt-Zerbstische Prinzessin, von den Orloff's zum Rang einer Kaiserin aller Reußen erhoben, verstand es mit der schlauen List einer Frau und Curtisane, den kriegerischen Oligarchen die Haare abzuscheeren und ihre wilden Ausbrüche mit gewichtigen Ehrenstellen, mit einem huldvollen Lächeln, mit Bauernseelen und zuweilen mit ihrer eignen allerhöchsten Person in den Schlaf zu lullen. Aus ihnen bildete sich in der Hälfte ihrer Regierung jener hoch im Dienste stehende Adel, von dem wir sprachen. In diesen Leuten war der russische patriarchalische rohe Bogar mit dem Versailler Höfling vermischt, die unnahbare „Morgue" westlicher Aristokraten mit der Kühnheit eines kossackischen Atamans, die Schlauheit des Diplomaten mit der Grausamkeit der Wilden. Diese Leute waren hochmüthig mit den Russen und keck mit den Franzosen; sie betrugen sich nur gegen Ausländer höflich; mit Russen waren sie zuweilen freundlich, zuweilen herablassend, aber sie redeten Alle, bis zum Range eines Obersten hinauf, mit du an. Beschränkt und aufgeblasen behielten diese Adeligen doch das Gefühl ihrer eignen Würde bei, und liebten die „Mutter Kaiserin und das heilige Rußland."

Katharina II. schonte sie und hörte nachsichtsvoll auf ihre Rathschläge, ohne es für nöthig zu erachten dieselben zu befolgen.

Das gewichtige und gravitätische Leben dieser alten, gepuderten und Tabak schnupfenden Murrköpfe, Senatoren und Ritter des St. Wladimirordens erster Klasse, mit einem langen Stock in Händen und Heiducken hinten auf dem Wagen — das Leben dieser Alten, die laut, rückhaltlos und etwas durch die Nase sprachen, ward mit einem Male abgeschnitten durch den Regierungsantritt von Paul Petrowitsch.

Er machte in den ersten vierundzwanzig Stunden nach dem Tode der Mutter aus dem verschwenderischen, prächtigen, wollüstigen, männlichen Serail, den man das Winterpalais nannte, eine Kaserne, ein Garde-du-corps, ein Gefängniß, einen Exercierplatz und ein Polizeihaus. Paul war ein in Gatschina verwilderter Mensch, der kaum einige verwirrte Ausbrüche von Ritterlichkeit aus dem früheren Zustand bewahrt hatte; ein bengalischer Tiger mit sentimentalen Anwandlungen, mürrisch und verliebt; fortwährend reizend und fortwährend gereizt, würde er sicher in das Narrenhaus gekommen sein, wenn er nicht zuvor den Thron bestiegen hätte. Er rüttelte stark den alten Adel,

der unter Katharina an Ruhe und Achtung gewöhnt gewesen war. Er bedurfte keiner Staatsmänner, keiner Senatoren, er hatte Sergeanten und Unteroffiziere nöthig. Nicht umsonst hatte Paul während zwanzig Jahren in seinem traurigen Landhause, man weiß nicht wofür, diese Troglodyten neue Reglements und Gewehrpräsentiren gelehrt; er wollte die Gatschinskische Regierungsweise auf die Regierung des russischen Reichs anwenden, er wollte im Takt herrschen.

In solch einfacher, naiver Weise wie unter Paul hatte sich die Selbstherrschaft noch nicht einmal in Rußland gezeigt. Es war ein Wahnsinn, ein Chaos; seine Soldatenmanie, welche er allen seinen Kindern hinterließ, ging bis zum Lächerlichen, zum Verächtlichen und zu gleicher Zeit bis zum Tragischen. Dieser gekrönte Corporal schlug, mit Thränen in den Augen, den Takt mit den Händen, entflammte im Gesicht und war glücklich, wenn die Soldaten fest marschirten. Dergleichen Paroxysmen pflegten auch nachher beim Großfürsten Konstantin sich einzustellen. Pauls Wildheit ist sogar nicht mit den Nothwendigkeiten des Herrscherthums zu entschuldigen, sein Despotismus war sinnlos, unnöthig, grausam. Wer sind die Haufen von Leuten, die er mit Hülfe seines General-Prokurators Obeljaninoff

marterte und verbannte, und weshalb that er es? Niemand wußte es. Aber die Magnaten brachte er in Ordnung, sie erschraken und erinnerten sich, daß sie ebensolche Leibeigene seien, wie ihre Diener. Mit Entsetzen sahen sie, daß der Kaiser „schlechte Späße" machte, mit den Einen nach Sibirien, mit den Anderen nach Sibirien; und sie packten auf und gingen in der Stille, mit Bauernpferden in schwerfälligen Wagen, nach Moskau und auf die ihnen von der verstorbenen Kaiserin verliehenen Güter. Dort ließ sie auch Alexander nach dem Tode Pauls; er hielt es nicht für nöthig, diese altersschwachen Staatsmänner aus ihren Dörfern zurückzurufen, wo sie sich bequem niedergelassen hatten, faul geworden waren und, halb eingeschlafen, auf ihren Besitzungen kleine Paläste bauten in der Art derer von Katharina II. Alexander umgab sich mit einer neuen Generation.

Diese Generation, von der Paul'schen bise aufgeweckt in den Garderegimentern, war gewandt und voller Kraft. Die Umstände erzogen sie. Es ist kein Spaß, bei Austerlitz, Eilau, Tilsit, bei den Kämpfen des Jahres 1812 gewesen zu sein, Paris in Moskau und Moskau in Paris gesehen zu haben.

Die alten Gardeoffiziere kehrten zurück als sieg-

reiche Generale. Die Gefahren, Niederlagen, Siege, Berührungen mit der napoleonischen Armee und mit fremden Ländern, alles dieses bildete ihren Charakter. Kühn, gutmüthig und der Religion der Disciplin und der zugeknöpften Uniform sehr ergeben, aber auch der Religion der Ehre, beherrschten sie Rußland bis zu der Zeit, wo die Nikolaus'sche Generation militairischer Beamten und staatsmännischer Soldaten herangewachsen war.

Diese Leute nahmen nicht nur alle militairischen Stellen ein, sondern auch neun Zehntel der höchsten Civilstellen; ohne die leiseste Kenntniß von Geschäften unterschrieben sie die Papiere, ohne sie gelesen zu haben. Sie liebten die Soldaten und schlugen sie mit Stöcken, nicht zum Leben, sondern zu Tode, denn es fiel ihnen gar nicht ein, daß ein Soldat lernen könne ohne mit dem Stock geschlagen zu werden. Sie gaben furchtbar viel Geld aus und da sie kein eignes hatten, so nahmen sie das der öffentlichen Kassen; Hunde, Bücher und Kron-Kassen zu bestehlen gilt ja bei uns für keinen Diebstahl. Aber sie waren weder Angeber noch Spione und stets bereit für ihre Untergeordneten ins Feuer zu gehen.

Einer der letzten Typen dieser Art war der berühmte Graf Miloradowitsch. Tapfer, glänzend,

ausgelassen, sorglos, zehnmal durch Alexander von seinen Schuldnern losgekauft, galant, verschwenderisch, ein Schwätzer, der liebenswürdigste Mensch von der Welt, das Idol der Soldaten, verwaltete er Petersburg einige Jahre hindurch als General-Gouverneur, ohne nur ein einziges Gesetz zu kennen und wurde am ersten Tage des Regierungsantritts von Nikolaus getödtet.

Als der verwundete Miloradowitsch in die Kaserne der reitenden Cuirassiere gebracht wurde und Ahrend, nachdem er seine Wunde besehen hatte, sich bereitete die Kugel herauszuziehen, da sagte Miloradowitsch: „Nun, ma foi! die Wunde ist tödtlich, ich habe genug Verwundete gesehen; wenn es nöthig ist die Kugel herauszuziehen, so geht zu meinem alten Chirurgen, er kann mir zwar nicht helfen, aber es würde den Alten beleidigen, wenn er nicht die Operation zu machen hätte." Und der alte Chirurg zog wirklich die Kugel heraus, indem er wie ein Kind weinte. Nach der Operation fragte der Adjutant den Grafen, ob er nicht wünsche irgend welche Verfügung zu dictiren? Miloradowitsch forderte sogleich einen Notar; aber als dieser kam, dachte er — dachte — und sagte endlich: „Nun — nun — das ist sonderbar, nun laßt es Alles sein, wie es sich nach dem Gesetz gehört — ja doch —

da ist einer von meinen alten Freunden, der hat einen Sohn, ein prächtiger Bursche, aber ein heißer Kopf, der hat sich in diese Geschichte gemischt, nun so schreibt, daß ich sterbend den Kaiser bitte ihm zu verzeihen — mehr weiß ich nicht."

Darauf starb er und that wohl daran.

Die prosaische, herbstliche Regierung von Nikolaus bedurfte solcher Menschen nicht, welche, zum Tod verwundet, an einen alten Chirurgen denken und sterbend nichts Anderes zu hinterlassen wissen, als eine Bitte für den Sohn eines Freundes. Diese Leute sind im Allgemeinen lästig, sprechen laut, machen Lärm, antworten nur gelegentlich, urtheilen, sind aber in Wahrheit immer bereit ihr Blut zu vergießen auf dem Felde der Ehre und bis zum Ende ihrer Tage für Recht und Wahrheit zu streiten. Aeußere Kriege sah man aber damals nicht vor sich und zu den inneren waren diese Menschen nicht fähig. Man sagt, daß der Graf Benkendorf jedesmal, wenn er zum Kaiser ging — und das geschah wohl an fünf Mal des Tages — erblaßte; das sind die Leute, die dem neuen Herrscher nöthig waren. Er bedurfte Agenten, nicht Helfer, Vollzieher, nicht Rathgeber, Feldjäger, aber keine Krieger. Er wußte nicht einmal, was er mit dem geistvollsten der russischen Generale, mit Jermoloff,

machen sollte — er ließ ihn sein Leben in Unthätigkeit in Moskau verbringen.

Es kostete viel Mühe, Eifer und Zeit, um die jetzige Generation der Beamten, alle die Correspondenten, Generale von der Dinte und andere Gensdarmen mit verschiedenen angenehmen Benennungen bis zu dem Grade von Vollkommenheit und Virtuosität zu dressiren, bis zu welchem die Petersburger Regierung jetzt geht.

Ja Nikolaus nutzte ab, verbrauchte und verstümmelte: alles Gute der Alexanderschen Generation, allen bewahrten Glauben an eine nahe Zukunft Rußlands; der Mühlstein der Nikolaus'schen Mühlen zermalmte ganz Polen, ergriff die Deutschen aus den baltischen Provinzen, die armen Finnländer und mahlt noch immer — noch immer fort. —

Bei dem Vater war der Despotismus ein delirium tyrannorum, bei dem Sohne ging er in ein chronisches langsames Fieber über. Paul erstickte Rußland mit allen Kräften und es gelang ihm in vier Jahren nicht Rußland, sondern sich selbst den Hals zu brechen. Nikolaus zieht den Knoten nach und nach zusammen, ohne sich zu beeilen; heute einige Russen in die Bergwerke, morgen einige Polen, heute keine auswärtigen Pässe, morgen zwei, drei Schulen geschlossen — siebenund-

zwanzig Jahre bemühte sich Se. Majestät schon, — es war schwer zu athmen und er zieht immer fort — und ist bis zu dieser Zeit, Gott sei Dank, gesund.

Unter der Regierung von Nikolaus verschwand freilich die gelbe, gallige, böse Gestalt Araktschejeff's, wie Rogneda zärtlich weinend auf dem Grabe von Anastasia, aber seine Schule blieb, seine Zöglinge, seine Schüler gingen vorwärts. Die Schule der Schreiber, der Kantonisten, der Auditoren, der Geschäftsleute und Flügelmänner, Leute ohne Talente — aber pünktlich; ohne Gedanken — aber voll von Ehrgeiz; ohne Mittel — aber mit einem Eifer, der Alles überwand.

Für diese Leute konnte sich Platz finden in den Ministerien und Bagno's, aber nicht in Novellen.

— — Ein neuer furchtbarer Streit mit der Pflicht erwartete Anatol in der Zeit des polnischen Krieges. Es versteht sich, daß alle seine Sympathien mit den heroischen Polen waren, aber wie konnte man den Abschied nehmen zur Zeit des Krieges? Nach all den Schrecken der Beruhigung von Warschau kehrte Anatol nach Moskau zurück, aber das russische Leben machte ihn erstarren. Ohne Ziel, ohne Plan wandte er sich, um, wie wir Alle, nach Europa zu gehen.

Wenn man Europa besehen hat, so wird es

Einem unerträglich langweilig, ohne eine besondere Beschäftigung. Anatol fing an eine fürchterliche Leere zu fühlen, als ihn plötzlich eine Begegnung neu belebte. Ein junger polnischer Flüchtling, der bei der Einnahme von Warschau verwundet worden war, kam an denselben Brunnenort, an welchem der gesunde Anatol lebte. Im Anfang vermied der Pole den russischen Offizier, dann näherten sie sich einander und wurden unzertrennlich. In dieser Begegnung wollte ich unsere russische breite, aber ungebundene, vielseitige aber unbeständige, se laisser-aller-Natur darstellen in der Berührung mit der polnischen stäten, geprüften aber einseitigen Natur, die nicht vorwärts geht, aber fest auf ihrem Grunde steht. Anatol hatte schöne Bestrebungen, aber sie äußerten sich mehr negativ und kamen niemals zur Klarheit. In dem inneren Leben des Polen war Alles bestimmt, entschieden; er ging seinen Weg, ohne sich einmal umzuwenden, zum Punkt des Ausgangs, ohne jeden Schritt mit unaufhörlicher Kritik aufzuhalten, ohne seine Zweifel zu untersuchen. In seiner Art zu denken war etwas Unlogisches, eine Art Bruch, aber dies hinderte sie nicht an energischer Thätigkeit und hauptsächlich verwirrte es ihn nicht. Er war Katholik und Revolutionair, Aristokrat und Aufrührer. Kühn, fest, fanatisch für die Ehre, ein

hoffnungsvoller Verschwörer, war er ohne Falsch und sorglos wie ein Kind, so daß sein Leben, unter allen Beschwerden seiner Lage, leichter und harmonischer dahin floß, als das Leben Anatol's, der gar kein äußeres Unglück hatte. Der Pole unterjochte Anatol völlig. Nach einem Jahr wurde er Katholik, nach zwei Jahren Jesuit. Seine Frau starb.

Von dem Tag seines officiellen Eintritts in den Orden Jesu an erwachte der alte Skepticismus in der Seele Anatol's. Finster, verstimmt, beladen mit dem bittern Bewußtsein seines furchtbaren Irrthums, erfüllte der Mönch Stoligin seine Pflichten wie ein Automat, indem er seine inneren Kämpfe und seine Verzweiflung vor Allen verbarg.

Das inquisitorische Auge des Vorgesetzten sah sie doch. Die Zukunft fürchtend, verschaffte derselbe für Stoligin von Rothaan eine ehrenvolle Mission nach Montevideo. Und so begab sich der Nachfolger von Stepan Stepanowitsch und Michael Stepanowitsch, der Besitzer von Landgütern im Moskwaischen und anderen russischen Bezirken, auf dem ersten besten Schiff über den Ocean, um eine Religion zu verkündigen, an die er nicht glaubte und starb, wahrscheinlich am gelben Fieber — —

Das ist Alles.

Nizza, October 1851.

II.

Im Vorüberfahren.

Ein Fragment.

— Ich kam von meinem Landgut nach Moskau und blieb unterwegs zwei bis drei Tage in einer Provinzialstadt. Am ersten Morgen erschien bei mir die Frau eines Bauern von meiner Besitzung, der hier in der Stadt einen Handel trieb. Die Frau war in Verzweiflung: ihr Mann saß seit sechs Monaten im Gefängniß und das Gerücht war zu ihr gedrungen, daß man ihn nächstens bestrafen werde. Ich erkundigte mich nach der Sache, sein Fehltritt war ganz unbedeutend.

Ich kannte den damaligen Collegen des Präsidenten als den ehrlichsten Menschen von der Welt und als ein großes Original. Ich ging direct zu ihm in das Lokal des obersten Gerichtshofs. Die Sitzung hatte noch nicht angefangen; mein Alter, mit seinem gutmüthigen Gesicht und seiner blauen

Brille vor den Augen, saß ganz allein und las Akten von fürchterlicher Dicke durch. Wir hatten uns seit drei Jahren nicht gesehen. Er freute sich mich zu sehen und ich freute mich ihn zu sehen, nicht deshalb, daß wir uns Einer den Andern so besonders geliebt hätten, sondern nur, weil der Mensch sich immer freut, wenn er nach langer Zeit einmal wieder bekannte Züge sieht. Ich erzählte ihm die Veranlassung meines Besuchs. Er ließ sich die Akten der Sache bringen. Das Urtheil war fertig, ich bat ihn, seine Aufmerksamkeit auf einige mildernde Umstände zu richten. Er gestand die Möglichkeit zu, die Strafe zu mildern.

Ich dankte ihm, konnte mich aber nicht enthalten, ihm, indem ich freundschaftlich seine Hand nahm, zu sagen: „Wladimir Jakowlewitsch, wenn ich nun nicht gekommen wäre, um Sie zu bitten, die Sache noch einmal durchzulesen, nicht wahr, so würde der Bauer strenger, als nöthig war, bestraft worden sein?“

„Was ist da zu machen, mein Werthester,“ antwortete der Alte, indem er seine blaue Brille auf die Stirn zurückschob; „mein Gewissen ist rein, da ich nie ein Potokoll unterschreibe, ohne vorher den ganzen Prozeß zu lesen. Aber ich bekenne, daß ich

mich wie vor dem Feuer davor fürchte, mildernde Umstände aufzusuchen."

„Nun, in der That, es ist unmöglich Sie zu vieler Nachsicht oder eines besonderen Wunsches, das Schicksal der Verurtheilten zu erleichtern, anzuklagen."

„Ach — ganz im Gegentheil! Ich diene seit zwanzig Jahren in diesem Gerichtshof und jedesmal, wenn es mir begegnet ein strenges Urtheil unterschreiben zu müssen, so überläuft mich ein Schauder."

„Warum fürchten Sie sich denn aber so, mildernde Umstände aufzusuchen?"

„Das zu erklären führt zu weit — ja! ja! wahrhaftig, ihr Menschen von heute faßt die Sache immer nur beim Zipfel — nun! wahrscheinlich dienten Sie auch irgendwo im Ministerium und nahmen die Sachen niemals wirklich in die Hand — ja ja! für Solche sind das Alles böhmische Dörfer. Wollen Sie sich nicht bei uns im Archiv beschäftigen? Lesen Sie die Akten etwa der zwei letzten Jahre durch, das wird Sie vorwärts bringen und Sie werden das Gerichtswesen und auch die Menschen näher kennen lernen. Dann werden Sie verstehen, was es heißt: mildernde Umstände aufzusuchen und wozu es führt."

„Ich danke Ihnen für Ihren guten Rath; jedoch ehe ich für zwei Jahre in Ihr Archiv gehe — denn schneller kann man zwei Repositorien voll Akten nicht durchlesen — wäre es viel besser, Sie erklärten mir selbst Ihre Abneigung gegen mildernde Umstände, die mir jetzt noch viel unbegreiflicher ist. Oder macht es Ihnen zu viele Mühe und haben Sie keine Zeit, auf die Sache einzugehen?"

„Gott verzeih' mir meine Sünden! Bin ich denn ein solcher Türke oder Jacobiner in Ihren Augen, mein Bester, daß Sie glauben können, ich werde aus Trägheit die Leiden der Unglücklichen verdoppeln? (Es ist zu bemerken, daß die Jacobiner alles Möglichen beschuldigt worden sind, daß aber erst Wladimir Jakovlewitsch die Ehre vorbehalten war, sie auch der Trägheit zu beschuldigen.) Ich sage Ihnen: es führt zu weit."

„Nun, wie Sie wollen; ich bin bereit einzugestehen, daß ich ein unverzeihlicher Dummkopf bin — aber — ich verstehe Sie nicht."

„O — o — — o — — — das sind mir die Petersburger Beamten mit dem saffianenen Portefeuille mit goldnem Schloß unter dem Arm, aber dabei schlechte Geschäftsleute. Na erlauben Sie,

nehmen Sie doch irgend einen beliebigen Fall und fangen Sie an mildernde Umstände zu suchen; von dem ersten Umstand kommen Sie zum zweiten, vom zweiten zum dritten und so fort, bis Sie am Ende überhaupt keine Schuldigen mehr finden. Was wäre denn das für eine Ordnung?"

„Nun, um so besser."

„Das wär' wohl so ganz gut Allen die Köpfe zu streicheln! Das mag da in einer „Philadelphia" gut sein, wo sich die Leute Einer den Andern aufessen, aber wie soll man denn in einer wohlgeordneten Gesellschaft die Schuldigen nicht bestrafen?"

„Ja wie so denn: Schuldige? wenn Sie selbst ihre Rechtfertigung auffinden?"

„Nun ja, man könnte wirklich einen Jeden rechtfertigen, wenn man sich auf Sophistereien einlassen wollte. Bin ich aber deshalb hierher gesetzt, ich Mensch nach altem Schnitt? Meine Aufgabe ist die Erfüllung des Buchstabens. Ja es ist auch nicht gut anders; z. B. wenn man nun sieht, daß ein Mensch stiehlt, daß er wirklich ein Dieb ist und man begreift, wie er dazu kam, nun — z. B. — daß er vor Hunger zum Dieb wurde, daß die Mutter krank ist, daß ihm der Vater starb, als er drei

Jahre alt war, daß er seit der Zeit in der Welt umherlief und sich an das Vagabondiren gewöhnte — ach! solcher Geschichten giebt es ja in Unmasse — und am Ende bliebe der Dieb ganz unbestraft! Nein, mein Verehrter, hat man die Kenntniß der Sache — sind Beweise da — nun — ich bitte um Vergebung — so sieht man in den funfzehnten Theil der Gesetzsammlung, Paragraph so und so und damit Punktum. Deshalb sind die mildernden Umstände für mich wie ein scharfes Messer; sie verderben mir das klare Verständniß der Sache. Jetzt, wissen Sie, bin ich schon daran gewöhnt, aber im Anfang — lieber Gott! da brachte es mich in eine fatale Stimmung. Nachts gingen mir die Dinge im Kopf herum, ich untersuchte, urtheilte und bedachte sie noch einmal und fand keine wirklichen Beschuldigungen — es ging fast bis ins Lächerliche, wie es mich nicht schlafen ließ. Und warum beunruhigte es mich eigentlich? Alle diese Menschen hatten ja weiter kein Interesse für mich, es waren weder Bekannte noch Verwandte, im Gegentheil: ein Vagabond, ein schlechter Kerl, ein Herumstreicher — und dennoch blutete mir das Herz. Nun wenn man den Einen rechtfertigt — den Andern rechtfertigt — dann einen Dritten — einen Vierten — was soll denn das werden? Ich will mich nicht

im Dienst entehren, ich will meinen ehrlichen Namen bis an das Grab bewahren. Was würde die Regierung denn sagen? „Alle rechtfertigt er! Na, das ist doch wirklich ein Narr!" — Ja — und auch selbst mein eigenes Gewissen! — Ich dachte und dachte und zuletzt hörte ich auf, mildernde Umstände zu suchen. Unser Dienst ist sonderbar — das ist nicht so wie im Civilhof. Da werden Procurationen legalisirt, Kaufbriefe zugeschrieben, Testamente bestätigt, Freilassungsbriefe ausgefertigt und bei alledem schläft man ruhig. Aber bei uns denkt man immer: da — hier — stand vor zwei Wochen ein gewisser Jeremias — erzählte und erzählte und jetzt — ist er auf seinem Wege nach Wladimir; und dort stand eine gewisse Akulina, sie ging auch — ha! und Sie wissen — zu Fuß — um — und das thut Einem leid. Verstehen Sie jetzt?"

„Ich verstehe, ich verstehe, guter, ehrlicher Wladimir Jakovlewitsch. Leben Sie wohl, ich werde dieses Gespräch nicht vergessen."

„Aber ich bitte, mein Verehrtester, daß Sie solche Thorheiten nicht in Petersburg erzählen! Was würde der Minister oder dergleichen hohe Personen

sagen — das ist ein altes Weib und kein Gehülfe für den Präsidenten."

„Ach nein! Sie können überzeugt sein, ich spreche überhaupt mit „hohen Personen" nichts."

Moskau. Im Mai 1846.

III.

Der Geisteskranke.

Eine Erzählung.

I.

In einer sehr schweren Epoche meines Lebens, nach großen Stürmen und großen Verlusten und vor noch größeren Stürmen und Verlusten, begegnete ich einem sonderbaren Menschen, dessen Aussprüche und Ansichten mir erst nach einiger Zeit ganz verständlich wurden.

Dieser Mensch kam mir in den Weg, gerade wie die mystischen Wesen, die Zauberer, Pilgrimme und Einsiedler in den mittelalterlichen Erzählungen, welche die Helden auf traurige Ereignisse und schwere Schicksalsschläge vorbereiten, indem sie sie im Voraus mit dem Schicksal versöhnen, sie zur Geduld ermahnen und ihre Seele mit Muth erfüllen.

Die Sache begab sich auf der Cornice.

Ich segelte in einem Boot von Nizza nach einer kleinen Stadt. Von da wollte ich zu Land weiter gehen, aber die Pferde des einzigen daselbst be-

findlichen Vetturino's waren eben erst von einer Fahrt zurückgekommen, man mußte ihnen Zeit zum Verschnaufen geben, „zwei kleine Stündchen", wie er es nannte, welches aber mindestens vier sehr große Stunden bedeutete. Ich war gar nicht eilig und es war mir völlig gleichgültig, einen Tag früher oder später in Genua anzukommen. Ich bestellte mir ein Frühstück und ging inzwischen am Ufer spazieren.

Welch ein Glück ist auf der Welt solch ein Stückchen Erde, wo die Natur so außerordentlich schön ist und wo man sich noch zuweilen als ein freier Mensch fühlen kann!

Wenn das Herz ein großes Leid in sich trägt, wenn der Mensch sich allein nicht soweit besänftigen kann, um Frieden zu machen mit dem Vergangenen, um sich durch das Verständniß desselben zu beruhigen, dann sind ihm Berge, Fernsichten, Meer und warme milde Lüfte nöthig; nöthig deshalb, damit der Schmerz nicht zur Vernichtung, zur starren Verzweiflung werde, damit er sich nicht verhärte. Ein schönes Land ist dann noch nöthiger, als gute Menschen. Die Menschen sind bereit zu bemitleiden, aber sie haben fast niemals die rechte Art es zu thun, von ihrem Mitleid wird es meist nur noch schlimmer, sie reizen die Wun-

den, sie sind nicht geschickt. Entweder machen sie uns böse, oder sie zerstreuen uns; weshalb sich aber noch dazu erzürnen, oder weshalb der Trauer entlaufen? Das ist feige und schwach, ebenso wie es thöricht ist vor dem Vergnügen wegzulaufen, so lange es uns noch glücklich macht.

Es ist mir leid, daß ich keine Verse schreibe. Um von diesem Lande zu reden hat man den Rhythmus nöthig, so wie ihn das Meer nöthig hat, das mit seinen in Ewigkeit nicht endenden Hexametern an die herrlichen Küsten der Cornice schlägt. In Versen kann man leichter gerade das wiedergeben, was die Prosa nicht im Fluge zu haschen vermag, die kaum faßbaren und bemerkbaren Formen, den kaum hörbaren Ton, das kaum erwachte Gefühl, den noch nicht fertigen Gedanken — in Prosa schämt man sich, dieses Gelispel des Herzens, dieses Flüstern der Phantasie zu wiederholen.

Der Tag war außerordentlich schön, die Hitze fing nur eben an, die klare Morgensonne funkelte auf der kleinen Stadt, den Orangenbäumen und dem Meer. Der Hügel war bedeckt von einem Olivenwald. Ich lagerte mich unter einen alten, schattinen Olivenbaum nicht weit vom Ufer und sah lange zu, wie eine Welle nach der andern in lang gebogenen Linien herankam, sich aufblies, mürrisch

wurde, anfing zu kochen und sich in kleine Well-chen und Schaum auflöste, während schon die folgende, mit demselben gewichtigen und schlanken Aussehn, nacheilte, um sich ebenso zu erzürnen, aufzukochen und aufzulösen. Uns ist alles Uneigennützige so fremd, alles Wirkliche so gering, daß wir auch von den ewigen Schwingungen der Natur unwillkürlich irgend etwas erwarten — von der folgenden Welle — irgend einen Aufschluß — da! jetzt scheint es, daß es kommt — da, jetzt! — aber die Welle lös't sich wieder auf und murmelt in dumpfem Geräusch mit den Steinen, welche sie mit sich in die Tiefe zieht, um sie beim ersten Wind wieder auf das Ufer zu werfen.

Die Welle meines Lebens, dachte ich, läuft und fließt auch rückwärts, ich fühle, wie sie sich zurückzieht, wie sie die Steine, den Grund, das Ufer berührt, wie sie mich mit sich fortträgt, ohne auf Verletzungen und Ermüdung zu achten und zum Troste mir zuflüstert:

„Warte nur! balde
Ruhest auch du."

— — — Unser Leben ist gar nicht unser eigen, es macht sich Alles ohne uns.

Der Mensch wächst, bildet sich aus und — ehe er es sich versieht, geht es schon bergab. Plötzlich

erweckt ihn irgend ein Schlag und er steht mit Erstaunen, daß das Leben sich nicht nur schon völlig ausgebildet hat, sondern daß es schon vergangen ist. Nun erst bemerkt er auch die Schwere in den Gliedern, die grauen Haare, die Müdigkeit im Herzen, die verwelkten Gefühle. Hülfe giebt es keine. Der Knoten, mit dem der Organismus gebunden war und zusammen hielt — die Individualität — ist geschwächt. Die brennenden Leidenschaften verdampfen in beruhigenden Reflexionen, die wilden Aufwallungen in verständigen Bemerkungen; das Herz wird kälter, gewöhnt sich an Alles, fordert wenig, giebt wenig; die chemischen Wahlverwandtschaften ziehen, wo sie nur können, die Bestandtheile in die mineralische Welt des Organismus hinüber und ersetzen sie durch etwas Todtes und Versteinertes. Der abstrakte Gedanke und die abstrakte Natur besiegen den Menschen nach und nach und ziehen ihn fort auf ihre ewigen, unvermeidlichen Todtenäcker der Logik und des ursprünglichen Seins — — —

II.

Als ich in das Wirthshaus zurückkehrte, war es schon ziemlich heiß und ich setzte mich auf den Balkon. Vor meinen Augen dehnte sich, gleich

einem langen Faden, ein von der brennenden Sonne beschienener Weg, der bis zum Meere hinunter ging und wie ein schmaler Einschnitt in den Berg erschien. Maulthiere, mit rothen Quasten geschmückt und klingelnd mit ihren Glöckchen, trugen kleine Fässer mit Wein herbei, indem sie vorsichtig einen Fuß vor den andern setzten. Ihr langsamer Zug wurde plötzlich von einem Reisewagen unterbrochen, der Postillon knallte mit der Peitsche und schrie; die Maulthiere drängten sich an die zerklüftete Mauer an, die Führer schimpften; die Kutsche, bedeckt mit einer dicken Lage Staubes, näherte sich mehr und mehr und hielt unter dem Balkon, auf welchem ich saß, an.

Der Postillon sprang von den Pferden und fing an sie auszuspannen; der dicke Wirth, mit der Mütze der Nationalgarden auf dem Kopfe, öffnete die Thür und begrüßte die in dem Wagen sitzenden Personen zweimal mit vornehmen Titeln, bevor der Diener, der auf dem Kutschersitz schlief, zu sich kam und, sich streckend, zur Erde hinunter gelangte.

So auf dem Bock schlafen und so gemüthlich sich strecken können nur russische Diener, dachte ich und betrachtete mir das Gesicht des Menschen mit Aufmerksamkeit; der braune Schnurrbart, heller ge-

färbt vom Staub, die breite Nase, der Backenbart, der von den Ohren an gerade bis in die Hälfte des Gesichts ging und der besonders nationale Charakter aller seiner Bewegungen — Alles überzeugte mich entschieden, daß der ehrenwerthe Unbekannte aus irgend einem Tamboffschen, Pensaischen oder Sibirischen Vorzimmer herstammen müsse. Wie philosophisch oder kosmopolitisch man nun auch immer sein mag, es hat doch etwas Erfreuliches für das Herz, wenn man unerwartet in der Fremde Landsleute trifft. Aus dem Wagen war inzwischen ein Mensch gesprungen von ungefähr dreißig Jahren und von demjenigen vollen, gesunden, fröhlichen Aussehen, welches ein sorgenfreies Leben, vortreffliche Verdauung und nicht allzu reizbare Nerven geben. Er trug eine Brille, sah sich zur Rechten und zur Linken um und schrie dem, noch im Wagen sitzenden, Reisenden mit kindlicher Einfachheit zu: „Dieser Ort ist wundervoll! Bei Gott, reizend! Das ist Italien! das ist Italien! dieser Himmel! dieser blaue Himmel! wie ein Saphir! ja hier fängt Italien an!“

„Das sagen Sie zum sechsten Mal, seit wir Avignon verließen“, bemerkte sein Gefährte mit einer müden und nervösen Stimme, indem er langsam aus dem Wagen stieg. Er war ein magerer, gro-

ßer Mann, viel älter als der Vorige und fast ganz von einer Farbe vom Kopf bis zu den Füßen. Er trug einen hellgrünen Paletot, eine Mütze von ungebleichtem Battist über hellblondem Haar, welches mit Staub bedeckt war; seine schwachen Augen waren von hellen Augenbrauen beschattet und das Gesicht, welches alt und kränklich war, sah mehr gelbgrün als blaß aus.

Diese traurige Figur blickte schweigend nach der Seite hin, auf welche sein Gefährte zeigte und verrieth weder Erstaunen noch Befriedigung.

„Da — hier — lauter Oliven! lauter Oliven!“ fuhr der junge Mensch fort.

„Das Grün der Oliven ist sehr langweilig und einförmig“, erwiederte der hellgrüne Gefährte; „unsere Birkenbäume sind schöner.“

„Ach“, dachte ich, „das sind ja alte Bekannte! das ist ja Nosdreff und Muueff *), nur in modernem Costüm, die anstatt in Samaniloffska in St. Remo ankommen.“

Der junge Mann schüttelte den Kopf, als ob er sagen wollte: „unverbesserlich, hoffnungslos!“ und sah in die Höhe. Sein Gesicht schien mir bekannt, aber so viel ich mich auch bemühte, ich konnte mich

*) Aus „den todten Seelen“ von Gogol.

nicht darauf besinnen, wo ich ihn gesehen hatte. Die Russen erkennen sich überhaupt schwer im Auslande, denn in Rußland gehen sie, auf deutsche Art, ohne Bart, aber in Europa wächst ihnen der russische Bart mit unglaublicher Schnelligkeit.

Ich brauchte mir nicht lange den Kopf zu zerbrechen. Der junge Mann, mit derselben Gutmüthigkeit und gedankenlosen Befriedigung, mit welcher er sich über die Oliven gefreut hatte, im Ausdruck, lief auf mich zu und rief auf Russisch: „Das hätte ich nicht gedacht! das hätt' ich mir nicht träumen lassen! Es ist doch wahr, was man sagt: Nur Berge und Berge begegnen sich nicht — aber Sie, Sie scheinen mich nicht zu erkennen? Vergessen Sie so die alten Bekannten?"

„Ah jetzt erkenne ich Sie freilich. Sie haben sich außerordentlich verändert — Sie haben einen Bart, sind dicker und schöner geworden — Sie sehen aus wie Milch und Blut!"

„In corpore sano, mens sana", antwortete er mit herzlichem Lachen und zeigte dabei eine Reihe Zähne, um die ihn ein Wolf beneidet haben würde. „Sie haben sich auch verändert, Sie sind älter geworden. Nun ja, das Leben hinterläßt seine Spuren — übrigens sind es auch vier Jahre, daß wir

uns nicht gesehen haben. Viel Wasser vertropfte in der Zeit."

„Ja, ziemlich viel. Wie kommen Sie aber hierher?"

„Ich reise mit einem Kranken."

Der junge Mann war ein Doctor von der Universität von Moskau, wo er zuweilen die Pflichten des Prosectors versah. Vor fünf Jahren beschäftigte ich mich mit Anatomie und damals wurde ich mit ihm bekannt. Er war ein guter, dienstfertiger Bursch, ungewöhnlich fleißig und beschäftigte sich eifrigst mit der Wissenschaft à livre ouvert, d. h. er zerbrach sich niemals den Kopf mit Fragen, welche nicht schon von Andern gelös't worden waren, aber er kannte alles schon Festgestellte vortrefflich.

„Ist dieser Ihr grüner Gefährte der Kranke? Wohin gehen Sie mit ihm?"

„Oh das ist ein Exemplar, sag' ich Ihnen, wie Sie auch in Italien nicht leicht eins finden. Das ist ein Sonderling! Die Maschine war gut, ist aber hier ein wenig beschädigt (dabei zeigte er mit dem Finger auf die Stirn); ich suche sie jetzt auszubessern. Er wollte hierher, nun trieb mich der Teufel ihm zu sagen, daß ich Sie kenne, da

erschrak er und wollte nicht weiter. Die Hypochondrie steigert sich bei ihm bis zur Manie. Zuweilen schweigt er ganze Tage lang und zuweilen spricht er und spricht — solche Dinge, daß Einem einfach die Haare zu Berge stehn. Er negirt Alles, Alles, es geht über alle Grenzen. Sie wissen, daß ich selbst nicht sehr an Weibergeschwätz glaube, allein Etwas muß man doch annehmen. Uebrigens ist er ruhig und gutmüthig. Er wollte gar nicht in das Ausland gehen, aber seine Verwandten überredeten ihn. Sie verstehen, die wollten ihn gern aus dem Wege haben, sie fürchteten hauptsächlich seine Zunge — die Lakaien, die Diener, alle auf Pacht bei der Polizei — geh dann dich zu entschuldigen! Er wollte auf das Dorf gehen, aber sein Eigenthum war nicht von dem seiner Schwester getrennt und die fürchtete, er würde mit den Bauern über Communismus sprechen und dann sammle mal Einer nachher die Rückstände! Endlich entschloß er sich zu reisen, nur unfehlbar in das südliche Italien, die Magna Grecia! Er geht nach Calabrien und Ihr ergebner Diener mit ihm, in der Eigenschaft eines Leibmedikus. Nun bitte ich Sie, was für einen Ort hat er da ausgesucht! außer Banditen und Priestern findet man da keinen Menschen. Bei unserer Durchreise durch Mar-

seille kaufte ich mir einen Revolver, Sie wissen, der sich so mit vier Läufen herumdreht."

„Ich weiß. Ihre Aufgabe ist gerade keine der angenehmsten, immer mit einem Tollen zu sein."

„Nun er klettert gerade nicht an den Wänden hinauf und beißt auch nicht. Er liebt mich sogar auf seine Art, obgleich ich kein Wort sagen kann, ohne daß er widerspricht. Ich bin übrigens völlig zufrieden, ich erhalte tausend Silberrubel des Jahrs, und sonst Alles frei, sogar die Cigarren brauche ich nicht zu kaufen. Er ist sehr zartfühlend, was diese Dinge betrifft. Das ist schon etwas werth und nebenbei sieht man die Welt. Aber ich muß Ihnen doch meinen Sonderling zeigen."

„Ach lassen Sie ihn in Ruhe! Apropos! Sie sollten nicht nur Andere nicht mit mir bekannt machen, sondern auch sich selbst in Acht nehmen. Mit mir können loyale Unterthanen nur grob sein, sonst schickt man sie vielleicht nach der Rückkehr aus Italien in ein anderes Calabrien, wo es weder Priester noch Räuber giebt. Oder noch peggiò man giebt ihnen so ein arpeggio" *). —

„Ha! ha! ha! ist das eine böse Zunge! Also

*) Anspielung auf einen russischen Knittelvers.

immer noch derselbe, immer noch beißend! das vergaßen Sie also nicht? Arpeggio! ha! ha! ha! Aber wir Mediciner fürchten uns nicht. Nehmen Sie z. B. an, man riefe mich zu Dupelt; ich würde ganz einfach sagen: Erlauben Sie, General, auf der Reise begegnete ich einem Manne, der Leibschmerzen hatte, er konnte nicht weiter gehen — nun da gab ich ihm Laudanum mit Pfeffermünz; das war ich nicht nur in meinem Beruf zu thun verpflichtet, es war bloße Menschenpflicht. Er sieht natürlich ein, daß das Unsinn ist, aber es ist zu langweilig für einen verständigen Menschen, die Leute immerfort nach Sibirien zu schicken, nur nach Sibirien; „in Zukunft," wird er daher sagen, „seien Sie vorsichtiger; ich sage es zu Ihrem eigenen Besten, es ist ein väterlicher Rath," und damit ist die Sache abgemacht. Man sieht jetzt weniger streng auf diese Sachen, wahrhaftig ich versichere Sie, bei Isloff (Petersburger Restaurant) liegt die „Presse" so offen auf dem Tisch, wie die Petersburger Zeitungen."

„Und noch dazu die ausgesuchtesten Nummern, nicht so wie hier, alle."

„Lachen Sie nur! lachen Sie! Was haben Sie denn hier Großes durch die Februarrevolution gewonnen?"

„Ho! ho! so weit gehen Sie schon, über Aufrührer und Uebelthäter zu sprechen? Nehmen Sie sich in Acht — das führt zu nichts Gutem!"

„Ich hole meinen Patienten; was macht es denn in der That für Sie ein wenig mit ihm zu sprechen? Er wird sich eine Stunde lang als der gutmüthigste Mensch von der Welt zeigen und er kann sehr verständig sein."

„Wenn er nicht von Sinnen ist."

„Das ist das Unglück — Ihnen, Gott sei Dank, ist Alles leicht und ihm ist Alles verrückt, langweilig und krank."

„Sie fangen bereits an mich zu pharmaceutischen Zwecken zu benutzen," bemerkte ich, aber der Doctor war schon auf den Corridor hinaus gelaufen.

Ich würde mich seinem Wunsch und seiner russischen Art über fremden Willen zu gebieten, nicht unterworfen haben, wenn mich nicht der hellgrüne communistische Gutsbesitzer doch interessirt hätte; ich blieb also, um ihn zu erwarten.

Er kam sehr verlegen und verschämt, verbeugte sich mehr als es nöthig war und lächelte nervös. Die außerordentliche Beweglichkeit der Gesichtsmuskeln gab seinen Zügen eine sonderbare, unfaßbare Veränderlichkeit; sie wechselten unaufhörlich und

gingen von einem bekümmerten und traurigen in einen satyrischen, ja oft naiven Ausdruck über. In seinen meist unruhig umherschweifenden Augen war die Gewohnheit der Concentration und großer innerer Arbeit sichtbar, welches bestätigt wurde durch die Falten auf der Stirn, die alle über den Augenbrauen zusammenkamen. Nicht umsonst und nicht in einem Jahr preßt sich das Gehirn so durch den Schädel hinaus, nicht umsonst trägt die Stirn solche Falten und nicht umsonst bewegen sich die Muskeln des Gesichts mit solcher Schnelligkeit.

„Eugen Nikolajewitsch," sagte der Doctor zu ihm, „erlauben Sie, daß ich Sie mit diesem Herrn bekannt mache. Denken Sie sich den sonderbaren Zufall, daß ich hier einem alten Freunde begegne, mit dem gemeinschaftlich ich einst Katzen und Hunde zerlegte."

Der Sonderling lächelte und murmelte: „Sehr erfreut — solch ein Zufall — so unerwartet — Sie entschuldigen" —

„Und erinnern Sie sich," fuhr der Doctor fort, „wie wir den pneumogastrischen Nerv der Hündin des Wächters Sitschewa zerschnitten? — die Bestie hustete."

Eugen Nikolajewitsch machte eine Grimasse, sah zum Fenster hinaus und nachdem er sich zweimal

geräuspert hatte, fragte er mich: „Sind Sie schon lange von Rußland weg?“

„Fünf Jahre.“

„Und ist Ihnen das so gleichgültig? Können Sie sich an das hiesige Leben gewöhnen?“ fuhr er fort, indem er erröthete.

„Ich sehne mich nicht nach Rußland.“

„Es ist aber doch ein sehr unangenehmes und langweiliges Leben im Auslande.“

„Auch im Inlande,“ fügte der gewandte Doctor hinzu.

Hierauf brach, mir sehr unerwartet, mein Eugen Nikolajewitsch plötzlich in lautes Lachen aus und es gelang ihm erst mit vieler Mühe sich insoweit zu beruhigen, daß er mit immer noch von Lachen unterbrochener Stimme sagen konnte: „Philipp Danielowitsch zankt sich beständig mit mir, ha — ha — ha — weil ich sage — daß dieser Erdball entweder ein nicht recht gerathener oder ein kranker Planet ist; er sagt, das sei leeres Geschwätz. Wie soll man es denn aber erklären, daß das Leben sowohl im Auslande als zu Hause langweilig und widerwärtig ist?“

Und nun fing er von Neuem an zu lachen, so daß die Adern auf der Stirn blutroth wurden. Der Doctor blinzelte mir listig zu mit solch einem Aus-

sehn von Ueberlegenheit, daß ich anfing ihn zu bedauern.

„Wie soll der Planet denn nicht krank sein?“ sagte, wieder ernsthaft geworden, der Sonderling, „wenn doch die Menschen krank sind?“

„Deshalb,“ erwiederte der Doctor anstatt meiner, „weil der Planet nicht fühlt; wo keine Nerven sind, ist auch keine Krankheit.“

„So? was sind denn Sie und ich? Und noch dazu sind die Nerven gar nicht einmal zum Kranksein nöthig; wie existirte denn sonst die Weinstock- und Kartoffelkrankheit? Ich sehe es voraus, daß der Erdball entweder bersten oder sich aus seiner Bahn reißen und davonfliegen wird. Wie sonderbar wird das sein! Auch Calabrien und Nicolaus mit dem Winterpalast und Sie, Philipp Danielowitsch, wir Alle werden davonfliegen und Ihr Revolver wird uns nichts nützen.“

Er fing von Neuem an zu lachen und fuhr dann nach einem Augenblick, indem er sich zu mir wandte, mit leidenschaftlicher Hartnäckigkeit fort:

„So weiter zu leben, ist unmöglich! Es ist augenscheinlich nothwendig, daß irgend Etwas geschehen muß. Am besten wäre es, wenn der Planet von Neuem anfinge. Die gegenwärtige Entwicklung ist sehr verfehlt, irgendwo muß ein Fehler sein.

Ob es an der Zusammensetzung liegt, oder ob, als der Mond sich losriß, etwas verunglückte, kurz seit der Zeit geht nicht Alles wie es sollte. Der Anfang der Krankheit war akut, als die Hitze im Innern so sehr groß war zur Zeit der geologischen Umwälzungen. Das Leben behielt die Oberhand, aber die Spuren der Krankheit blieben. Das Gleichgewicht war verloren, der Planet schwankte von einer Seite zur andern. Im Anfang verfiel er auf quantitative Absurditäten; da kamen die Eidechsen, enorm, wie Häuser hoch; die Farrenkräuter von solcher Art, daß man mit einem Blatt hätte einen Exercierplatz bedecken können. Nun es versteht sich, daß dieses Alles unterging, wie hätte man mit solchem Unsinn leben können? Jetzt, wo derselbe auf die qualitative Seite überging, geht es noch schlechter. Gehirn und Gehirn — Nerven und Nerven — entwickeln sich — entwickeln sich in solchem Grad daß der Geist über die Vernunft hinausgeht. Die Geschichte zerstört den Menschen — sagen Sie was Sie wollen — ich sehe es, sie zerstört ihn."

Nach diesen Ausfällen war der Sonderling wieder still. Man brachte das Frühstück, er aß sehr wenig, trank sehr wenig und sagte während der ganzen Zeit nichts als Ja und Nein. Gegen das Ende des Frühstücks verlangte er Bordeaux, schenkte

sich ein Glas voll ein, kostete ihn und stellte ihn wieder hin mit Zeichen des Widerwillens.

„Was? ist er schlecht?“ fragte der Doctor.

„Schlecht,“ antwortete der Patient. Hierauf machte der Doctor den Wirth herunter, beklagte sich über den Eigennutz der Menschen und ihren Egoismus und warf endlich dem Wirth vor, daß er fünfunddreißig Procente nähme und doch noch obendrein betröge.

Der Kranke bemerkte gleichgültig, daß er gar nicht begreife, warum sich der Doctor so erzürne, daß er gar nicht einsähe, warum der Wirth nicht lieber fünfundzwanzig Procente nehmen solle, wenn er könnte und daß es sehr vernünftig wäre, schlechten Wein zu verkaufen, wenn sich ein Käufer dafür fände. Mit dieser moralischen Bemerkung beendigte sich unser Frühstück. —

III.

Betroffen von diesem ersten Gespräch wunderte ich mich über die unabhängige Kühnheit seines kranken Geistes. Er war offenbar „gebrochen“ und obgleich der Doctor mir versicherte, daß er in seinem ganzen Leben kein großes Unglück und keine großen Verluste gehabt hätte, so traute ich dem Scharfblick meines guten Prosectors doch nicht so ganz.

Wir gingen zusammen nach Genua und blieben in einem jener Paläste, welche in unserem bourgeoisen Zeitalter zu Gasthäusern degradirt sind. Eugen zeigte weder besondere Vorliebe für, noch besonderen Widerwillen gegen meine Anwesenheit. Mit dem Doctor zankte er sich fortwährend.

Wenn die Hypochondrie über ihn kam, so entfernte er sich, verschloß sich in sein Zimmer, ging fast gar nicht aus, war gelblich weiß, zitterte wie vor Frost und zuweilen sahen seine Augen verweint aus. Der Doctor fürchtete dann für sein Leben, nahm dumme Vorsichtsmaßregeln, entfernte die Rasirmesser und Pistolen, quälte den Kranken mit auflösenden und nervenschwächenden Arzneien, verordnete ihm warme Bäder mit aromatischen Kräutern u. s. w. Der Kranke gehorchte ihm mit sichtlichem Widerwillen, indem er, wie ein verzogenes Kind, immerfort protestirte und doch zuletzt Alles that, was jener wollte.

In seinen lichten Augenblicken war er gewöhnlich ruhig und sprach wenig; plötzlich aber stürzten seine Worte hervor, wie die Fluthen über einen zerrissenen Bergdamm stürzen, von spasmodischem Lachen und nervösem Zusammenpressen der Gurgel unterbrochen; dann wieder hielt er mitten im wildesten Redefluß inne und ließ den Hörer in ängst-

lichem Nachdenken zurück. Seine sonderbaren, paradoxen Ausfälle erschienen ihm so leicht verständlich, wie kleine Rechenexempel. In seinem Blick sprach sich eine wirkliche Ueberzeugung aus und er verfolgte stets die Richtung des oben angeführten Gedankens, welchen er zur Basis nahm.

Er wußte viel, aber Autoren hatten auf ihn nicht den geringsten Einfluß, welches den gut eingeschulten Doctor mehr und mehr beleidigte, der zu Cuvier und Humboldt, als zu der unfehlbaren letzten Instanz, aufsah.

„Weshalb," sagte dann der Kranke, „weshalb soll ich gerade so denken wie Humboldt? Er ist ein kluger Mann, ist viel gereist, weiß das, was er gesehen und gedacht hat, interessant darzustellen, aber das Alles verpflichtet mich noch nicht, zu denken, wie er denkt. Humboldt trägt einen blauen Frack, soll ich deshalb auch einen blauen Frack tragen? Sie glauben ja auch z. B. nicht, was Moses gesagt hat!"

„Wissen Sie," versetzte der tief gereizte Doctor, indem er die Rede an mich wandte, „daß Eugen Nikolajewitsch keinen Unterschied sieht zwischen Religion und Wissenschaft? Was sagen Sie dazu?"

„Es ist da auch kein Unterschied," begann die-

ser von Neuem mit Zuversicht, „ausgenommen daß sie zwei verschiedene Dialekte sprechen.“

„Ja und außerdem, daß die Eine sich auf Wunder stützt und die Andere auf die Vernunft, daß die Eine Glauben fordert und die Andere Verständniß.“

„Nun die Wunder sind bei der Einen und der Andern gleich, nur daß die Religion von ihnen ausgeht und die Wissenschaft zu ihnen zurückkehrt. Die Religion ist wenigstens so freimüthig zu sagen, daß der Verstand nichts versteht und es einen höheren weiseren Verstand giebt, der dies und jenes sagt. Aber die Wissenschaft betrügt, sie bildet sich ein, sie verstände das Wie und die Wesenheit und doch beweisen sowohl die Eine als die Andere nichts weiter, als daß der Mensch unfähig ist Alles zu wissen und nur etwas so oder so versteht; das ist beleidigend und aus menschlicher Schwachheit glauben die Leute entweder an Moses oder an Cuvier. Was für einen Probierstein hat man denn? Die Einen sagen, daß Gott die Thiere und Pflanzen schuf und die Anderen behaupten, daß die Lebenskraft sie hervorbrachte. Der eigentliche Unterschied ist nicht zwischen Wissenschaft und Offenbarung, sondern zwischen Zweifeln und auf Glauben Annehmen.“

„Weshalb soll ich denn irgend eine pathologische Wahrheit auf Glauben annehmen, wenn ich sie mit dem Verstande aus den Gesetzen des Organismus beweisen kann?“

„Nein, dann würde es nicht nöthig sein. Aber weder Sie noch irgend Jemand kennt diese Gesetze, man glaubt oder man erinnert sich nur an Etwas.“

Kein Mensch auf der Welt war weniger fähig unseren Sonderling zu begreifen, als der Doctor. Er war zwar durchaus nicht dumm, aber er gehörte zu der Zahl derjenigen hellen, praktischen, so zu sagen epidermischen Intelligenzen, welche über die Kategorien des Verstandes und die angenommenen Meinungen nicht nur nicht hinausgehen, sondern auch nicht hinausgehen können. Er verwunderte sich, wie ich mich mehrere Mal künstlerisch durch die Reden seines Kranken unterhalten fühlte; ich tröstete ihn, indem ich ihn an das: Inter pares amicitia, erinnerte.

„Einige Gesetze des Organismus sind uns aber doch bekannt,“ fuhr der Vertheidiger der Wissenschaft fort.

„Welche zum Beispiel?“

„Nun — ich weiß nicht — aber da braucht man ja nicht weit zu suchen — nun da — da ha-

ben Sie ein allgemeines Gesetz: Alles, was geboren ist, muß sterben."

„Warum?" fragte der Kranke, „wo ist die Verpflichtung zu sterben? Das ist kein Gesetz, das ist nur eine Thatsache. Eine innere Nothwendigkeit ist durchaus nicht im Tode; können Sie sich nicht denken, daß die Medicin bis dahin kommen wird, das Leben in die Unendlichkeit hin fortzusetzen?"

Nach dieser Frage sah ich, die Wahrheit zu gestehen, ihn beinahe mit denselben Augen an, wie der Doctor.

„Ich bin schon vielen Leuten begegnet," sagte ich, „die entweder an die Unsterblichkeit der Seele glaubten oder nicht daran glaubten, Sie aber sind der Erste, der nicht an die Sterblichkeit des Körpers glaubt."

„Wie so nicht glaubt? das sage ich nicht; ich sehe nur durchaus keine ernste Nothwendigkeit im Tode. Leben heißt: essen was um uns ist. Wenn die Nahrung den chemischen Proceß unterhalten könnte, so würde er sich auch fortsetzen. Wenn man dahin kommen wird, daß die Nahrung die Versteinerung der Knochen und die Verknöcherung des Knorpels verhindert, daß das Blut nicht mehr dicker oder dünner werden kann, weshalb braucht man dann zu sterben? Was geboren ist muß leben,

es stirbt nicht deshalb, weil es geboren ist, sondern weil es die ihm nöthige Nahrung nicht hat. Folgt nun daraus, weil wir noch schlechte Chemiker sind, die Unmöglichkeit, daß der Tod einstmals aufhöre? Das Leben will nichts Anderes als sich fortsetzen."

„Von der Seite betrachtet kann Einem die Sache glaublich vorkommen," versetzte der Doctor. „Wie wird es denn aber mit uns werden, wenn die Medicin dahin kommt, die Menschen vom Tode zu befreien und der Planet, der nach Ihrer Meinung so sehr krank ist, völlig die Auszehrung bekommt und stirbt? Welche sonderbare Lage wird es sein, wenn wir uns bequemen müssen, nach dem Monde überzusiedeln oder geradezu nach der Venus?"

Diese Frage verwirrte den Sonderling ein wenig, er dachte nach, ging im Zimmer umher und erwiderte dann, mit dem Aussehn eines Menschen, der zu einer wichtigen Entscheidung gekommen ist: „Tout bien pris, so ist die Krankheit vielleicht nicht so tief. Ich kann mich irren; erstens ist es schon gut, daß sie eine Specialkrankheit ist, nur die menschliche Race ist davon befallen. Ja und auch selbst diese ist nicht ganz krank. Es ist eine örtliche Krankheit, nur in Europa epidemisch. So wie die Cholera von den Ufern des Indus kam, die Pest von

den Ufern des Nil, das gelbe Fieber von der Mündung des Mississippi, so geht die Krankheit der antimenschlichen Entwicklung von Europa aus. Wo nur Menschen zusammenkommen in diesem verdammten Erdtheil, da wird ihr Gehirn von dieser Krankheit ergriffen. Mit den Pelasgern, mit den Griechen fing sie an und setzt sich fort bis auf unsere Zeit. England trug diese Pest um den ganzen Erdball. Australien z. B. ist ein ganz unnützer Continent und doch lassen sie ihn nicht in Ruhe. Für Europäer ist es unmöglich in Afrika zu leben und dennoch siedelten sie sich an den Küsten an. Da haben Sie die Cholera zurück, da haben Sie die Pest; das ist schon nicht mehr Zahn um Zahn, das ist eine ganze Kinnlade um einen Zahn."

„Sie haben solche Gedanken," sagte ich scherzend zu ihm, indem ich seine beiden Hände nahm, „daß es mich gar nicht wundern sollte, wenn Nikolaus Sie, nach Ihrer Rückkehr, zum Minister der öffentlichen Aufklärung machte."

„Klagen Sie mich nicht an, bitte, klagen Sie mich nicht an," erwiderte er mit Gefühl, „und spotten Sie auch nicht über meine Gedanken. Ich habe selbst über Rousseau gespottet und weiß, wie Voltaire ihm schrieb, daß es zu spät ist mit vierzig Jahren auf allen Vieren zu gehen. Mit schwerer

und qualvoller Arbeit kam ich dahin, zu verstehen, woher alles Uebel komme, ich verstand es endlich und war nur zu schüchtern es Jemand zu sagen; ich schwieg; als aber die Klagen und die Verzweiflung der Leute immer lauter und lauter wurden und das Uebel immer sichtbarer und sichtbarer, da hörte ich auch auf die Wahrheit zu verbergen. Wir sind verlorne Menschen, wir sind Opfer und Abweichungen, welche Jahrhunderte lang dauern, wir bezahlen für die Sünden unserer Vorfahren. Wer kann uns heilen? Wenn nur die künftigen Generationen zu Verstande kämen!"

„Ah, denn, à la fin des fins, beginnt die Wiederherstellung der Menschheit von dem Augenblick an, wo die Menschen rückwärts anstatt vorwärts gehen und anfangen, sich in den Zustand der Orang-Outangs zurückzubegeben?" versetzte der Doctor, indem er eine frische Cigarre anzündete.

„Die Annäherung an das Thier wäre nicht schlecht nach dem vergeblichen Versuch sich zum Engel zu machen. Alle Thiere sind berechnet nach der Mitte, in der sie leben, sie sind verloren, wenn sie aus derselben herausgehen. Flußwasser ist für uns viel angenehmer und reiner als Meerwasser, aber wenn Sie irgend einen Seepolypen hineinsetzen, so stirbt er. Der Mensch ist nicht so reich von der

Natur bedacht, als er es sich einbildet, die krankhafte Entwicklung seiner Nerven und seines Gehirns reißt ihn fort auf eine im Leben unerreichbare Höhe, dort verzehrt er und quält er sich ab zu seinem Verderben. Da wo die Menschen diese Krankheit überwunden haben, da sind sie ruhig und zufrieden und würden glücklich sein, wenn sie in Ruhe gelassen würden. Betrachten Sie eine beliebige Reihe von Geschlechtern, z. B. in Indien; die Natur gab ihnen Alles im Ueberfluß; die Geschwüre des gouvernementalen und politischen Lebens heilten, das krankhafte Uebergewicht des Verstandes über die anderen Funktionen des Organismus verlor sich; die universelle Geschichte vergaß sie und sie lebten gerade wie es für Menschen gut und nützlich ist zu leben, bis die ostindische Compagnie kam und wieder Alles verdarb."

„Uebrigens," bemerkte der Doctor, „bei uns lebt die Masse beinahe ebenso."

„Dies würde ein wichtiger Beweis zu meinen Gunsten sein, denn das, was Sie die Masse nennen, ist beinahe die ganze menschliche Race. Aber es ist eben der Masse nicht gegönnt zu leben wie sie möchte, und da ist das Elend. Die Civilisation kommt ihr theuer zu stehen. Der Staat, die Religion, die Soldaten lassen die Massen vor Hunger

sterben und um sie völlig zu ruiniren, entfalten sie vor ihren Augen den eignen Reichthum, entwickeln bei ihnen unnatürliche Neigungen und überflüssige Bedürfnisse, und entziehen ihnen dabei die Mittel dieselben zu befriedigen — das ist die traurige, herzzerreißende Lage. Unten drängt sich „pulule", eine Bevölkerung, überhäuft mit Arbeit und erschöpft von Hunger, oben verwelkt eine andere, welche überhäuft ist mit Gedanken, mit erschöpfenden Bestrebungen, auf die es ebensowenig eine Antwort giebt, als es Brod giebt für den Hunger der Armen. Und zwischen diesen beiden Krankheiten, diesen zwei Arten von Leiden, zwischen dem Fieber durch schlechtes Leben und der Auszehrung durch wahnsinnige Nerven, befindet sich die Blüthe der Civilisation, ihre gesegneten Kinder, die herrlichen Menschen, welche so oder anders genießen — und wer sind diese? Unsere Edelleute, unsere Krämer. Die Natur aber läßt sich bei alledem nicht Gewalt anthun, sie brandmarkt für den Verrath ebenso wie der Henker," fuhr er fort, indem er im Zimmer auf- und abging und plötzlich vor dem Spiegel stehen blieb. „Nun sehe man doch einmal einen solchen Menschen an! ha, ha, ha! Es ist fürchterlich! Vergleichen Sie den ersten besten Bauern mit mir — — ich bin die neue varietas, welche Blumenbach

voraussah, die kaukasisch-städtische. Zu ihr gehören die Beamten und Krämer, die Gelehrten, die Aristokraten und alle diese Albino's und Kretin's, welche die civilisirte Welt bevölkern; ein schwaches Geschlecht ohne Kraft, voller Rheumatismus und dabei noch dumm, schlecht, kleinlich, ungebildet, unthätig — ich selbst, ein Greis mit fünfunddreißig Jahren, hülflos, unnütz — der sein ganzes Leben geführt hat wie der Kressesalat, welcher im Winter zwischen zwei Pilzen hervorwächst — Pfui, wie abscheulich! Nein! nein! so kann es nicht länger bleiben, das ist zu absurd, zu faul! Zurück zur Natur — zur Natur — zur Ruhe! genug des Bauens und Wiederbauens an dem babylonischen Thurme der gesellschaftlichen Einrichtungen! Das muß man ganz und gar aufgeben; genug des Suchens nach unnützen Dingen! Es ist gut für ein verliebtes Mädchen von Flügeln zu träumen, von einem schöneren Sonnenlichte, von einer besseren Natur; es ist Zeit, daß wir nach Hause zurückkehren, auf das weiche Lager, das uns die Natur bereitet hat, in die frische Luft, in die Willkür, in die kräftige Freiheit der Anarchie."

„Das heißt mit andern Worten, daß wir schlechtweg in die Wälder laufen?" bemerkte der Doctor.

„Die Menschen werden immer heerdenweise leben," erwiderte unser Sonderling mit dem Ton eines Professors.

„Wie aber," sagte ich, „werden denn die Menschen die Geschichte, die Philosophie und die Lehre von der Perfektibilität betrügen, wenn sie sich von der chronischen Krankheit der historia-morbus los machen und anfangen, wie friedliche Heerden zu leben?"

„Ja! ja! antwortete er mit Extase, „Condorcet und sein Buch" —

Und Eugen Nikolajewitsch erröthete, die Adern auf seiner Stirn füllten sich mit Blut, er runzelte die Stirn, machte ein ernsthaftes Gesicht und — schwieg.

IV.

„Glauben Sie nicht auch, daß in der Geschichte unseres Kranken irgend ein besonderer Umstand gewesen sein muß?" fragte ich einstmals den Doctor, als ich mit ihm auf der Marmorterrasse am Meer spazieren ging.

„Nun ja, wie sollte da nicht irgend Etwas sein; wer lebt denn bis zu fünfunddreißig Jahren, ohne irgend eine Unannehmlichkeit gehabt zu haben?"

„Was für eine Unannehmlichkeit hat er denn aber gehabt?“

„Ich weiß von nichts Wichtigem. Sie sehen selbst, was das für ein Organismus ist, die Nerven liegen beinahe offen, jede Nichtigkeit regt ihn auf, Blut hat er nicht, von Natur ist er schwach, die Verdauung ist schlecht, seine Mutter war beinahe vierzig Jahre alt, als er geboren wurde, der Vater war schon todt, nur mit dem Forceps bekam man ihn lebendig heraus. Und dann das Petersburger Klima, der Reichthum, die englische Krankheit — und vollends dann noch seine Erziehung! Mit seinen Verwandten stand er sich niemals sehr gut, das ist auch nicht zu verwundern, er beschäftigt sich schon lange mit der Krankheit des Erdballs und der Genesung des menschlichen Geschlechts von der Geschichte und die denken nur daran, wie sie am meisten Geld von den Bauern erpressen können. Es versteht sich, daß in seinem Haushalt immer Alles drunter und drüber ging; seine Schwester lebte von seinem Gelde und jetzt noch erhält sich die ganze Familie auf seine Rechnung; darum bekümmert er sich aber nicht, an Geld leidet er, Gott sei Dank, keinen Mangel. Man sagt, daß er früher ruhig hinlebte, sich mit den Wissenschaften abgab, fast niemals aus dem Hause herausging, sich be-

sonders für Musik interessirte, alles Mögliche las und niemals in den Staatsdienst treten wollte. Dann sagt man, daß ihn ein Mädchen bestahl und betrog. Von da an wurde er immer düsterer und lästiger für seine Umgebungen; die Hypochondrie entwickelte sich, sie schickten ihn fort."

„Was war das für ein Mädchen, die ihn betrog?"

„Aha! bei Inen wirbelt es schon im Kopf von lauter Werther und Charlotten, von Briefen und Pistolen — Sie sind auch ein Schwärmer! Beruhigen Sie sich, die Geschichte ist sehr einfach. Diese Lotte war das Stubenmädchen seiner Schwester. Er war sehr verlegen und kam den Frauen nie nahe, ich weiß auch noch nicht, wie der liebe Gott ihn mit der zusammenbrachte, er sagte ihr aber, daß er sie liebe, bildete sich ein, daß er ein wundervolles Gesangstalent in ihr entdeckt habe und sie, nachdem sie sich mit einem anderen Liebhaber eingelassen hatte, bestahl ihn — das ist der ganze Roman. Ich sah sie vor unserer Abreise, — ein ganz unbedeutendes Wesen! — übrigens nicht häßlich; wenn wir länger in Petersburg geblieben wären, hätte ich auch eine kleine Intrigue mit ihr gehabt."

Mehr konnte ich von meinem Pathologen nicht herauskriegen. Ich zürnte ihm, daß er so spielend

über das Leben hinwegglitt, ich zürnte ihm — und vielleicht beneidete ich ihn auch.

Eine schlanke gracieuse Genuesin in schwarzem Kleide, mit einem langen weißen, an den Haaren befestigten Schleier bedeckt, kam bei uns vorüber, lächelte kaum merklich, blinzelte mit den Augen und ging rasch weiter. „Oh che bellezza! che bellezza!“ rief der Doctor. Sie wandte sich um und dankte ihm mit jener gracieusen, leichten, ganz italienischen Bewegung der Hand, mit welcher die Italienerinnen grüßen und, als wenn das noch zu wenig wäre, neigte sie auch ihren schönen Kopf. —

Der Doctor stürzte ihr nach.

Ich ließ ihn und ging in das Stabilimento della Concordia. Dies ist der beste und schönste Café in ganz Europa. Da, umherwandernd zwischen Springbrunnen und Blumen, bei feuriger Musik, in blendendem Licht, aus dem marmornen Saal in den Garten und aus dem Garten wieder in die Säle, inmitten energischer, rabenschwarzer Köpfe römischer Exilirter, unendlicher Reihen piemontesischer Schnurrbärte und genuesischer Racenschönheiten, fuhr ich fort an den Geisteskranken zu denken.

Indem ich mich an seine Reden und an die Erzählung des Doctors erinnerte, ging ich zu einem

der kleinen Tischchen im Garten und verlangte „Granit"*). Ein Mann, der an dem nächsten Tische saß, stand eilig auf, als er mich erblickte, trank rasch sein Glas Rosolio aus und schickte sich an zu gehen. Es war der Kammerdiener von Eugen Nikolajewitsch, derselbe, welcher sich so auf dem Kutscherbock gedehnt hatte.

„Weshalb wollen Sie gehen? Ich störe Sie nicht und Sie stören mich nicht," sagte ich zu ihm.

„Halten zu Gnaden," erwiderte Spiridon, indem er den Hut abzog, „es schickt sich nicht für unser einen da zu sein, wo die Herrschaft ist."

„Wir sind hier weder in Petersburg noch in Moskau. Ich bitte, daß Sie Ihren Hut aufsetzen und bleiben, sonst werde ich gehen." Er blieb und setzte den Hut auf, aber hinsetzen wollte er sich durchaus nicht.

„Sie saßen aber doch, ehe ich kam, wie konnten Sie wissen, wer Ihre Nachbarn waren? Es konnte ja irgend ein Fürst sein?" bemerkte ich.

„Das kann wohl sein, aber Sie sein ein Russe und Jene nur 'Taliäner."

„Das ist mein Mann!" dachte ich und bestellte bei dem Kellner eine Flasche Marsala und zwei Gläser.

*) Gefrornes.

„Mit der Gesundheit von Ihrem Eugen Nikolajewitsch geht es schlecht“, sagte ich, „es ist Schade um ihn, er scheint ein so guter Mann zu sein.“

„Ja, erlauben Ew. Gnaden, das muß ich offenherzig gestehen: solche Herren sind eine Seltenheit, er ist einer der allerbesten Charaktere. Wie sollte es nicht Schade um ihn sein! außerordentlich Schade ist es! Die Gedanken, sehen Ew. Gnaden, die Gedanken machen ihn krank, solch ein Gemüth wie das ist! Er nimmt sich, mit Verlaub, alles so sehr zu Herzen und hat an nichts rechte Freude. Sonst, wenn's ihm nicht so recht um's Herz war, pflegte er sich an's Clavichord zu setzen — das war ein Spielen! das gab den beliebten Musikanten im alexandrischen Orchestrum *) nichts nach. Sehr gut angezogne Herren und Damen, wirkliche Damen, blieben einige Mal auf der Straße stehen, um zuzuhören. Wenn's Einer von uns traf gerade im Vorzimmer zu sein, so war es wirklich eine Freude. Zuweilen spielte er so rührend, daß Einem ganz schlecht zu Muthe wurde — ja ganz außerordentlich spielte er. Uebrigens jemehr er von der Musik abließ, je verwirrter wurde er nach unseren Beobachtungen, so zu sagen.“

*) Das schlechteste in Petersburg.

„Spielte er denn gar nicht mehr in der letzten Zeit zu Hause?“

„Schon seit mehr als zwei Jahren nicht mehr. Einmal, als Sophie Nikolaewna, seine Schwester, bei ihm im Zimmer war, öffnete sie das Clavichord und fing nur so mit einem Accord an: ‚Am Abend ein schönes Mädchen‘ u. s. w., da sagte er ganz düster: ‚Warum thun Sie das, Schwester? o Gott!‘ und dabei fiel er um wie ein Stück Holz, dann bekam er Krämpfe, Weinen und Lachen zugleich, das dauerte so eine halbe Stunde. Der Doctor sagte, die Nerven wären ihm so zerstört, daß er die Musik nicht vertragen könne. Seit der Zeit ist es ganz still in unserem Hause. Und er wird immer schlechter, in seinem Gesicht ist eine große Veränderung vorgegangen, es altert so geschwind; es ist so sehr Schade um ihn, daß man es gar nicht sagen kann. Er schweigt beinah immer und nur zuweilen sagt er ein einziges Wort, als z. B.: ‚bist du müde, Spiridon? geh, leg dich schlafen‘, und das mit solch einem rührenden Ton und mit solch einem gutmüthigen Blick und sieht dabei selbst so übel aus, daß Einem das Herz weh thut. Was hilft denn nun sein Reichthum und Alles? Ich habe oft schon, ich muß es ehrlich gestehn, Thränen vergossen.“

„Der Doctor sagte mir, daß da eine Geschichte gewesen wäre mit Ihrem Herrn und einem Mädchen?"

„Das war gerade die Sache! Und es traf sich just so, daß diese selbe Juliana aus meiner Verwandtschaft ist, meine Nichte, meiner Schwester Kind. Sie hatte da eine Sache angesponnen, die sie selbst nicht werth ist, aber eine gute Seele war sie bei alledem, das weiß Gott. Es ist Schade, daß der Herr es sich so zu Herzen nahm und sich so drum grämte. Man hätte der Närrin eine Lection geben müssen, das war Alles; und sie würde ihm dankbar dafür gewesen sein; sie war ja nur erst achtzehn Jahre alt, was hat man denn in dem Alter für Vernunft und dazu war sie verwöhnt."

„Aber wie war denn die Geschichte eigentlich?"

„Erlauben Sie, diese Juliana befand sich als Stubenmädchen bei Sophia Nikolaewna; die Herrin liebte sie, weil sie sehr verständig war. Außerdem war auch ein Mensch bei uns, Namens Fedor, ein Trunkenbold, aber er spielte ausgezeichnet die Geige, nur zitterte ihm die Hand schon sehr von den hitzigen Getränken, aber seine Aufführung war musterhaft. Da dieser Fedor nimmt diese Juliana und fängt an ihr Lieder singen zu lehren; nun, ich muß gestehen, ihre Stimme war ausgezeichnet

und sie war auch sonst sehr verständig mit der Musik. So ging das fort, ein Jahr hindurch und Niemand dachte, was das für eine Geschichte geben würde. Unser Herr hörte verschiedene Mal, wie Juliana sang und sagte zu seiner Schwester: ‚Geben Sie ihr die Freiheit und ich will eine Sängerin aus ihr machen.' Nun, bemerken Sie, welche Seelengüte! er wollte nicht, daß sie lernen sollte, so lange sie eine Leibeigne wäre. Die Schwester sah ihm in die Augen — ‚gleich, Eugenchen!' und machte es gleich in Richtigkeit mit der Freilassung. Der Lehrer, der genommen wurde, war ein Deutscher; manchmal kam er mit uns in's Gespräch, so wenn man ihm den Mantel umhing oder sonst wie, dann blieb er ein bischen stehen, er war gar nicht stolz — Ew. Gnaden entschuldigen, aber so z. B. wie Sie jetzt geruhen mit mir zu sprechen. ‚Nun', sagte er, ‚Euer Herr ist sehr stark in der Musik, ich könnte bei ihm in die Schule gehn und auch die Stimme von Fräulein Julchen ist sehr schön, ja und ihre Augen sind auch nicht übel; Euer Philosoph versteht es, wo die Krebse überwintern.' Nun wir pflegten über die Späße zu lachen, aber in der That kam er uns vor wie ein unschuldiges Mädchen, nur daß er nicht in die Kirche ging und die Fasten nicht beobachtete. Wir hatten jedoch nach

und nach auch bemerkt, so unter uns, daß Eugen Nikolajewitsch sehr für Juliana eingenommen war. Und der Schwester fing es an sehr fatal zu werden, daß sie so viel Einfluß hatte. Juliana that jedoch niemals irgend Jemandem etwas zu Leide und machte sich keine Gedanken über alles das; sie war so ein kindliches, einfaches Gemüth, ganz ungründlich, sang den ganzen Tag, kaufte sich Confekt, mit dem sie alle Welt regalirte und sagte Niemandem ein grobes Wort; mit Allen war sie freundlich.

Nun traf es sich, daß Eugen Nikolajewitsch einen Kammerdiener hatte, Namens Archip. Der war von Kindheit an bei ihm, nur war er vier Jahre jünger als der Herr und diente Anfangs bei ihm als Bursch, so was man einen kleinen Kossack nennt. Weiß der Teufel, was das für ein Mensch war, nicht gerade schlecht, aber ohne alle Ordnung und Regelmäßigkeit. Ging er zum Trinken, dann traktirte er das ganze Haus, bis er nicht mehr auf den Beinen stehen konnte und versetzte Alles: die Uhr, die Weste, die Beinkleider. Der Herr liebte ihn sehr; von Kindheit an wuchsen sie miteinander auf und was er ihm Alles geschenkt hat, das ist unglaublich; ja der Herr vergaß es immer. Eugen Nikolajewitsch glaubte ihm, wie sich selbst. Nun

eben dieser Archip verwirrte der Juliana den Sinn. Es ist nicht schwer einem dummen Mädchen den Kopf zu verdrehen, im Hause führt das aber niemals zu etwas Gutem. Man findet ja überall außer'm Hause dergleichen; was dieses anbetrifft, ist Petersburg ja kein Loch. Im Anfang ging Alles glücklich, plötzlich aber ereignete es sich, daß bei uns im Hause ein Diebstahl vorkam: dem Herrn verschwanden zweitausend Rubel aus der Schatulle. Der Herr hätte es gar nicht bemerkt, er rechnete niemals, aber das Geld mußte er der Schwester geben, er legte es auch am Abend bei Seite und als er es am Morgen suchte, war es weg. Es erhob sich ein gewaltiger Lärm im Hause; Archip mühte sich ab, suchte, weinte, fluchte, riß sich die Haare aus — das Geld war nicht zu finden. Der Herr sagte nichts, als wenn die Sache ihn gar nichts anging, aber Sophia Nikolaewna war außer sich und sagte, daß dies eine Geschichte von Fedor dem Musikanten sei, der wäre immer betrunken und woher sollte er denn das Geld nehmen? So ist es mit den Urtheilen der Weiber, mit Verlaub Ew. Gnaden, auf den Wein schieben sie Alles. Ich nahm mir die Freiheit und sagte: Wollen Sie mir erlauben, Herrin, der Fedor ist ein schwacher Mensch, aber ein Dieb ist er doch nicht, ich kenne ihn von

Kindheit an. ‚Schweig du', sagte sie, ‚und bekümmre dich um deine eignen Sachen!' Dann schickte sie den Fedor mit einem Schreiben auf die Polizei des zweiten Admiralitäts-Theils. Der Alte that mir leid, über alle Maaßen leid, ich ging daher in das Bedientenzimmer und sagte: Kinder, wenn ein Dieb im Hause ist, so muß man ihn suchen und ausliefern und den alten unschuldigen Mann muß man nicht im Unglück stecken lassen, wenn es auch der herrschaftliche Wille wäre, aber wir sind es seiner und unserer Ehre schuldig, daß wir den Dieb ausfinden. Alle antworteten: Wie sollten wir den Dieb nicht finden, wenn er im Hause ist? Nun, dachte ich, warte, Freund, du sollst dich unseren Augen nicht entziehen! Und ich ging selbst hinauf in das obere Stock, wartete ein Stündchen, dann noch eins, als wenn nichts vor wäre. Ich sah deutlich eine Veränderung an Archip. Ei Brüderchen, das sieht schlecht aus! dachte ich; er war äußerst beschäftigt, er suchte unter dem Tisch, hinter dem Divan — Ew. Gnaden wissen, was man bei uns einen türkischen Divan nennt — so mit Kissen längs der Wand. Weshalb bist du so beschäftigt, Archip?

„Ach immer dies verwünschte Geld", sagte er, „das ist eine widerwärtige Geschichte."

„Aber wie soll denn das Geld hinter den Divan gefallen sein?“

In Antwort darauf sagte er: „Da verlange mal Einer eine Rechnung von einem halb Verrückten, Alles wirft er durcheinander und dann geh und such' Einer, wo das Geld hingekommen ist; zuletzt wird's noch auf den Verdacht hinauskommen, daß es gestohlen ist.“

Ich sah ihm in die Augen und sah, daß sein Blick nicht gut war. Nun, dachte ich, sei dem wie ihm wolle — dann aber war es mir um den Fedor so schrecklich leid und dabei auch die Schande für's ganze Haus — nun so griff ich ihn in einem Nu vor der Brust, warf ihn auf die Erde, setzte ihm das Knie auf den Leib und sagte: „Nun gestehe, Schurke, du hast das Geld gestohlen!“ Er war so entsetzt, daß er kein Wort sagen konnte. Auf den Lärm kam der Herr heraus. Ich erklärte ihm die Sache folgendermaaßen: Gnädiger Herr, geruhen Sie mich nach Sibirien zu schicken, wenn es Ihnen beliebt, aber der Dieb von Ihrem Gelde ist kein Anderer als Archip.

„Bist du betrunken, Mensch?“ antwortete mir der Herr, „laß ihn los, wie kannst du ihn einen Dieb nennen?“

„Nein“, sag' ich, „mit Ihrer Erlaubniß, ich

bin nicht betrunken und bis der Commissair kommt, laß ich ihn nicht los. Daß Ihre Schwester den Fedor, den unschuldigen Menschen, auf die Polizei schickte, das möge Gott richten. Aber der Dieb Ihres Geldes ist hier."

Der Herr hielt ein wenig inne, dachte nach und sagte dann mit ruhiger, aber trauriger Stimme zu Archip: Wär' es in der That möglich? Das hielt Archip nicht aus, er brach in lautes Weinen aus, riß sich von mir los und stürzte dem Herrn zu Füßen, klagte sich an, beschuldigte sich selbst und gestand, daß er nichts zu seiner Rechtfertigung zu sagen habe. „Ich hatte mich in eine unreine Geschichte eingelassen, ich hätte in das Gefängniß gehen oder mich loskaufen müssen; nun — der Böse verführte mich; ich bin bereit jede Strafe hinzunehmen und Ihr Geld, gnädiger Herr, ist noch ganz da." Darauf ging er, zog auf's Gerathewohl, unter einem Strom von Thränen, Banknoten in Papier gewickelt aus der Kommode und übergab sie ihm.

Der Herr sprach die ganze Zeit kein einziges Wort, nur indem er das Geld nahm, zitterte er und ging dann hinaus. Archip fuhr fort zu schluchzen: „Ich schieß' mir eine Kugel durch den Kopf, ich will diesen Kummer nicht länger tragen — ich

bin nichts Besseres werth — Gott, was habe ich gemacht! Das Geld war in einen Brief von Julchen eingeschlossen — ich habe mich und sie in's Verderben gestürzt."

„Spiridon", rief der Herr aus seinem Kabinet. Ich ging hinein. Archip blieb währenddem auf den Knien liegen und weinte so, daß es selbst mir leid that. Der Herr stand bei der Thür, an die Wand gelehnt, er sah fürchterlich aus, wie eine Leiche, die Lippen waren bläulich; er versuchte zweimal etwas zu sagen — er konnte es nicht, die Stimme versagte ihm — dann legte er die Hände an die Stirn — ihm war sehr schlecht. Endlich nahm er seine Kräfte zusammen und sagte mit einem Ton, so traurig, ach so traurig: „Spiridon, Niemand im Hause weiß etwas davon. Komm hierher, da, nimm — schicke Archip fort und schick' auch —" hier hielt er inne und sprach den Namen auch nicht aus — „da gieb ihnen die Freiheitsbriefe — aber daß sie sich sogleich bereit machen aus dem Hause zu gehen — unverzüglich — nimm so viel Geld als nöthig ist von dem Anderen. Und dann, Spiridon, mach' Alles das so sanft als möglich, hörst du? — nun gut, geh'," fügte er hinzu, als er sah, daß das Wort nicht heraus wollte.

Ach, wie die arme Juliana weinte! Es wollte

mir das Herz brechen. Nichts von ihren Sachen wollte sie mitnehmen. „Ich habe nichts“, sagte sie, „mir gehört nichts eigen; wenn ich ihn nur noch ein Mal sehen, ihm Lebewohl sagen, seine Hand küssen könnte! Wie gut er immer gegen mich war, wie zärtlich er mich ansah — hätte er mich lieber geschlagen, es wäre Alles besser gewesen!“

„Nun“, sagte ich, „höre, Jula, daran hättest du früher denken sollen, aber jetzt pack' deine Sachen zusammen.“ Während wir noch so beschäftigt waren, brachte man Fedor von der Polizei zurück, der Commissair kam mit ihm und sagte: „So viel wir ihn auch durchgepeitscht haben, er hat nichts gestanden; es ist offenbar, daß er das Geld nicht gestohlen hat.“

Ich sah Fedor an, er sah nicht gut aus im Gesicht. Der Commissair sagte der Herrin, man müsse die Andern, auf die nun Verdacht falle, verhören. Sie ging zum Bruder und sprach etwas auf Französisch mit ihm; plötzlich kam sie aus dem Zimmer wieder heraus und sagte zum Commissair: „Denken Sie welch ein Zufall, mein Bruder hat das Geld gefunden; es ist mir wirklich sehr leid, daß ich Sie umsonst beunruhigt habe.“

„Oh erlauben Sie, das ist ja unsere Schuldigkeit“, erwiderte der Commissair, und sie dankte

ihm mit einer rothen Banknote und befahl, Fedor mit Thee zu traktiren.

Ich ging am Abend, um meinen Bericht zu machen. Der Herr saß am Tisch auf beide Hände gestützt. Als er mich sah, sprang er wie erschrocken auf, winkte mit der Hand und sagte: „Nicht nöthig!" Seit der Zeit erwähnte ich diese Geschichte nicht mehr. Damit war die Sache abgethan. Nur daß der Fedor sich niederlegte und ungefähr nach zwei Monaten starb. Die unschuldige Seele hat Sophia Nikolaewna auf dem Gewissen. Unsere Leibeignen-Angelegenheiten sind gar arg, arg, arg!" —

„Ich verstehe nur Eines nicht in dieser Geschichte", versetzte ich; „wie konnte Juliana sich nur so mit Archip einlassen? Aus Ihrer Erzählung geht doch hervor, daß sie Eugen Nikolajewitsch liebte?"

„Und das zwar jetzt noch ebenso wie damals und es sind doch drei Jahre her, daß sie aus dem Hause ist. Sie sprach niemals von dem Herrn ohne Thränen und Archip war ihr völlig gleichgültig. Er ging übrigens als Freiwilliger unter die Soldaten und ich hörte später nichts mehr von ihm. Alles das war nichts wie Windbeutelei und Verwöhnung. Nach meiner einfachen Meinung, wenn Sie gefälligst darauf achten wollen, glaube ich, daß Juliana

nicht daran dachte, daß es ihr gar nicht einmal in den Sinn kam, daß sie wirklich bei dem Herrn etwas gelte. Er war doch bei alledem der Herr, sie mußte ihn doch immer etwas fürchten, sie konnte sich nicht für seines Gleichen halten, nicht so frei vom Herzen weg mit ihm umgehn, wie mit Archip; der Herr war immer von Charakter so sehr ernsthaft. Erlauben Sie, Sie werden selbst wissen, daß man in der Jugend etwas munter ist, da ist Alles Lachen und Ausgelassenheit. Der Archip ließ sich oft gehen, sprang umher, tanzte, spielte Guitarre und traktirte die Andern mit Kronschem Bier und allerlei Gefrornem. Nun wir stehen Alle unter Gott, es ist nicht gut zu nachsichtig zu sein, aber wenn man so im Ernst über das Menschliche nachdenkt, so ist Einem auch wieder Alles verständlich. An dem nämlichen Tage, als wir von Petersburg abreisten, kam des Morgens ein Bursch aus der Schenke, aus einer Restauration, wo wir gewöhnlich Thee tranken und sagte, daß eine Dame nach mir frage. Nu, denk' ich, was der Henker kann denn das sein? Indeß ich gehe hin. Da sah ich denn Juliana sitzen, wieder mit überströmenden Thränen und sie sagt zu mir: „Onkelchen, richtet es ein, wie Ihr wollt, daß ich nur Eugen Nikolajewitsch noch einmal sehen kann. Was hat er für ein Herz,

daß er so hart ist und so lange zürnt! Ich will ihm erzählen, daß sie mich als Choristin auf's Theater genommen haben, das bin ich ihm ja auch schuldig, daß ich singen lernte. Wenn ich ihm nur danken könnte, ihm nur noch ein Wort sagen, so wäre mir ein Stein vom Herzen. Wasilisa sagte mir noch dazu, daß er krank ist, alles durch mich — oh mir ist das Leben verhaßt!" Erst wollte ich lange nicht d'ran den Herrn zu beunruhigen, aber ich sah, daß sie sonst kein Nebeninteresse dabei hatte und sich heftig grämte, da dachte ich: es wird den Kopf ja nicht kosten! Ich ging in das Kabinet, der Herr saß wie gewöhnlich da, mit einem gedankenvollen Aussehn, das nicht gut war. Ich zögerte, war etwas verlegen, endlich wagte ich zu sagen: „Gnädiger Herr, ich unterstehe mich — Ihnen zu sagen daß — sie hat mich so sehr gebeten" — Plötzlich funkelten ihm die Augen und sein Gesicht veränderte sich — ich machte mich eiligst an den Reisesack. Darauf bat sie mich dann, das arme Ding, ob sie in das Bedientenzimmer gehen dürfe, damit sie ihn vom Fenster aus sehen könne, wenn wir abführen. Da zeigte ich sie dem Doctor."

„Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar", sagte ich zu Spiridon, „nun gehen wir zurück in unser Croce di Malta, aber trinken wir vorher das letzte

Glas Marsala auf die Gesundheit der armen Ju-
liana. Abgesehen von Allem, thut sie mir doch
leid!"

„Gewiß! es ist nicht unsere Sache, die Sün-
den Anderer zu richten und — auf Ew. Gnaden
Gesundheit ebenfalls", fügte Spiridon hinzu.

St. Helene bei Nizza, im Winter 1851.

IV.

Doctor Krupow.

Eine Erzählung.

Ein Fragment

aus dem Werke

des Herrn Dr. Krupow,

kaiserlich russischen Medicinal-Inspectors,

„Ueber Seelenkrankheiten im Allgemeinen und deren epidemische Entwickelung im Besonderen" *).

(Zur vergleichenden Psychiatrie.)

Vorwort des Verfassers.

Seit mehreren Jahren bereits widme ich regelmäßig die mir von der Pflege meiner Patienten und

*) Dieser Aufsatz erschien im Jahre 1846 mit einigen unbedeutenden Censur-Verbesserungen in einer russischen Monatsschrift, „der Zeitgenosse," mit folgender Vorbemerkung:

„Indem wir hier ein Fragment aus den Schriften des sehr ehrenwerthen und wahrscheinlich sehr geschickten Dr. Krupow vorlegen, können wir nicht voraussetzen, daß die sonderbare Meinung, welche sich bei ihm offenbar bis

der Erfüllung meiner Amtspflichten übrigbleibenden Freistunden einer Darstellung der vergleichenden Psychiatrie, aufgefaßt von einem vollkommen neuen und mir eigenen Gesichtspunkte. Geringes Vertrauen zu meinen Mitteln und Vorsicht haben mich indeß stets von jeder Veröffentlichung meiner Theorie abgehalten. Hiermit mache ich dazu den ersten Versuch, bewogen 1) durch die Vorahnung eines mir nahe bevorstehenden Ueberganges in's mineral-chemische Reich, dessen Hauptnachtheil die Aufhebung meines Selbstbewußtseins sein wird; 2) durch die Ueberzeugung, daß einem Jeden von uns die Pflicht obliegt, das von ihm einmal Erkannte vermittelst einer gewissenhaften Darstellung zum Nutzen und zur Erwägung seiner Collegen, so zu sagen, außer sich zu fixiren; so wie endlich 3) durch den Gedanken, daß ich keineswegs das Recht habe, bei den neuen, den großen Hemisphären mei-

zur Monomanie, bis zur fixen Idee entwickelt hat, irgend Jemand beleidigen könnte. Dieser Mensch, der die Geschichte für einen chronischen Wahnsinn und alle Menschen auf Erden (außer sich selbst!) für Verrückte hält, hat die Absurdität seiner Meinung zu derjenigen Stufe der Allgemeinheit gesteigert, wo sie alle Persönlichkeit verliert: man kann über ihn lachen, es ist aber unmöglich ihm zu zürnen. Am besten könnte und sollte man ihm sagen: Medice, cura te ipsum!

D. 10. Februar 1846. Isander."

nes Gehirns bevorstehenden chemischen Combinationen und Zerlegungen, meine Idee spurlos untergehen zu lassen.

Da mir zufälliger Weise von Ihrer Monatsschrift Kunde zugekommen ist, so habe ich den Entschluß gefaßt, Ihnen ein Fragment aus der Einleitung meines Werkes zuzusenden, hauptsächlich aus dem Grunde, weil es nur sehr allgemein-faßliche Dinge enthält: Sie werden in diesem Fragment nicht eigentlich meine Theorie, sondern vielmehr die Geschichte ihrer Entstehung in meinem Kopfe finden. Ich erlaube mir indeß, Ihnen vorläufig zu bemerken, daß ich durchaus kein Literat bin und nach einem dreißigjährigen Aufenthalte in meiner Gouvernementsstadt, gleich entfernt von der Residenz Petersburg wie von der Hauptstadt Moskau, mich so ziemlich entwöhnt habe, meine Gedanken in beredter Form und in dem Mode-Styl vorzubringen. Auch ist mein Zweck keineswegs ein belletristischer, sondern ein rein pathologischer. Nicht bezaubern will ich durch meine Schriften, wohl aber durch Mittheilung einer höchst wichtigen, bis jetzt der Aufmerksamkeit der größten Aerzte entschlüpften, nun aber von dem unwürdigsten der Schüler des Hyppocrates wissenschaftlich ergründeten und durch vielfache Beobachtungen bestätigten Theorie — Nutzen bringen.

Euch, Ihr uneigennützigen Aerzte, die Ihr Eure Zeit dem traurigen Geschäfte der Heilung und Pflege der Seelenkranken opfert, widme ich diese Theorie.

Krupow,
Medicinae et Chirurgiae Doctor.

Un auteur anglais a dit avec raison, que le déluge universel a peut-être autant dérangé le monde moral que le monde physique et que les cervelles humaines conservent encore dans leurs circonvolutions l'empreinte des chocs qu'elles ont alors reçus.

Ich bin in einem herrschaftlichen Dorfe am Ufer der Oka geboren, wo mein Vater Diaconus war. Neben unserm Häuschen wohnte der Küster, ein kränklicher, armer Mann, dem eine zahlreiche Familie zur Last lag. Von den acht Kindern, die Gottes Segen ihm zugetheilt hatte, war das eine, ein Knabe, von meinem Alter; wir wuchsen zusammen auf und spielten täglich mit einander, im Küchengarten, vor der Kirche, oder vor unserm Hause. Ich schloß mich meinem Spielgesellen auf das Innigste an, theilte mit ihm alles Naschwerk, das man mir gab; stahl sogar für ihn Stücken Kuchen, Grütze u. s. w. und reichte es ihm durch die Hecke hindurch. Mein Freund wurde von Allen „der schielende

Löwka *) genannt; — er war auch in der That ein wenig schieläugig. Je mehr ich sein Andenken mir in's Gedächtniß zurückrufe, je genauer ich seine Persönlichkeit mir vergegenwärtige, desto klarer wird es mir, daß des Küsters Sohn ein außergewöhnlicher Knabe war. Als er sechs Jahre alt war, schwamm er wie ein Fisch in der Oka, kletterte auf die höchsten Bäume, ging mutterseelenallein meilenweit vom Hause weg und war dabei ein außerordentlich beschränkter, zerstreuter, ja stumpfer Kopf. In unserm neunten Jahre begann man uns das Lesen beizubringen; nach einigen Monaten las ich geläufig die Psalmen, während Löwka noch nicht zum Buchstabiren gekommen war. Das Lesenlernen brachte eine Umwandlung in seinem Leben hervor. Sein Vater wandte alle möglichen Hausmittel zur Entwicklung der Geistesfähigkeiten seines Sohnes an: er ließ ihn tagelang fasten, gab ihm solche Ruthenstreiche, daß die blauen Flecken davon wochenlang zu sehen waren, raufte ihm das Haar aus, sperrte ihn in eine dunkle Kammer, — Alles vergeblich: Löwka begriff das Lesen nicht; aber die unbarmherzige Behandlung begriff er; er wurde erbittert und ertrug Alles, was man ihm anthat, mit bos-

*) Ein Diminutiv von Leo.

hafter Verschlossenheit. Freilich kam ihm das theuer zu stehen: er wurde mager; sein bis dahin kindlich sanftes und vollkommen sorgloses Aussehen drückte die Scheu eines eingeschüchterten Thieres aus; seinen Vater konnte er nicht ohne Schrecken und Abscheu ansehen. Zwei Jahre noch quälte sich der Küster mit seinem Sohne ab, als er sich aber endlich überzeugt hatte, daß dieser blödsinnig geboren sei, gab er ihm volle Freiheit. Nun verschwand der befreite Löwka tagelang, schweifte in Feld und Wald umher; kam nur heim, um sich zu erwärmen oder um sich vor dem Unwetter zu schützen; dann schwieg er, saß in einer Ecke und bisweilen murmelte er etwas vor sich hin. Nur zwei Wesen war er zugethan — mir und seinem Hunde Scharik. Diesen Hund hatte er sich unstreitbar auf vollkommen rechtmäßigem Wege erworben. Als Löwka einst am Ufer auf dem Sande lag, schleppte ein Bauerjunge ein Hündchen herbei, band ihm einen Stein um den Hals und warf dann von dem steilen Ufer herab das Thier in den Fluß hinein, an der Stelle, wo das Wasser am tiefsten war. In einem Nu stürzte Löwka dem Hunde nach, tauchte unter und kam nach einem Augenblicke wieder mit ihm hervor; seitdem waren beide unzertrennlich.

In meinem zwölften Jahre wurde ich nach dem

Seminarium geschickt. Erst im dritten Jahre kam ich zurück, um die Ferien bei meinem Vater zuzubringen. Am folgenden Morgen früh zog ich meinen Zwillichrock an und ging aus, die mir bekannten Orte zu besuchen. Ich trat aus der Thüre, — da stand schon Löwka bei der Hecke, an derselben Stelle, wo ich ihm ehemals Kuchen reichte; er sprang mir mit solcher Freude entgegen, daß mir die Thränen in die Augen kamen. „Senka," *) sagte er: „ich habe die ganze Nacht auf Senka gewartet, gestern sagte Gruscha: Senka ist gekommen..."; und er schmiegte sich mir wie ein Thierchen an, schaute mir mit einer Art von Demuth in die Augen und fragte: — „Du zürnst doch nicht auf mich? Alle zürnen auf Löwka — zürne du nicht, Senka — sonst werde ich weinen, zürne nicht — ich will dir ein Eichhörnchen fangen." —

Ich fiel Löwka um den Hals; das war ihm so neu, so ungewöhnt, daß er zu schluchzen begann, meine Hand ergriff und sie küßte; dabei hielt er sie so fest, daß ich sie ihm nicht entreißen konnte. — „Komm in den Wald," sagte ich zu ihm. —

„Laß uns weit gehen, das wird gut, sehr gut sein," antwortete er mir. —

---

*) Diminutiv von Simeon oder Semön.

Wir begaben uns auf den Weg. Vier Werste weit, ungefähr, führte er mich bergauf durch einen kleinen Wald, bis wir plötzlich zu einer offenen Aussicht gelangten. Unten floß die Oka, rings umher breitete sich zwanzig Werst hin eine der schönsten Landschaften Großrußlands aus. „Hier ist's gut," sagte Löwka, „hier ist's gut." —

„Was ist denn gut?" fragte ich ihn, da ich wissen wollte, was er darauf sagen würde. Er heftete auf mich einen unsichern Blick, sein Gesicht nahm einen anders als gewöhnlich krankhaften Ausdruck an, schwermüthig schüttelte er den Kopf und sagte: „Löwka weiß nicht, nun: es ist gut!"

Ich fühlte mich beschämt. —

Löwka begleitete mich von nun an auf allen meinen Spaziergängen: seine grenzenlose Ergebenheit, seine fortwährende Aufmerksamkeit waren rührend. — Seine Anhänglichkeit zu mir war begreiflich: ich allein ging gutmüthig mit ihm um. Seinen nächsten Verwandten war er zuwider; sie schämten sich seiner, die Bauerjungen neckten ihn, sogar die erwachsenen Bauern machten ihm allerlei Beleidigungen und Grobheiten, indem sie sich jedoch jedesmal dabei sagten: „Einen Blödsinnigen soll man nicht beleidigen; ein Blödsinniger ist Gottes Kind."

Gewöhnlich schlich sich Löwka durch die Hinter-

seite des Dorfs weg; wenn er aber zufällig die Straße entlang ging, so waren es nur die Hunde, die mit ihm menschlich umgingen, sie wedelten mit den Schwänzen, sobald sie ihn von fern erblickten, sprangen ihm an den Hals, leckten ihm das Gesicht und schmiegten sich ihm so freundlich an, daß der zu Thränen gerührte Löwka sich mitten auf den Weg setzte und, aus Dankbarkeit, stundenlang mit seinen Freunden spielte, bis dann irgend ein Bauerjunge einen Stein nach ihnen schleuderte, unbesorgt, ob er die Hunde oder den armen Jungen träfe; dann stand Löwka auf und lief in den Wald.

Vor der Kirchweih bemerkte mein Vater, daß Löwka ganz in Lumpen herumging; er trug meiner Mutter auf, ihm ein langes Hemd zuzuschneiden und es seinen Schwestern zu nähen zu geben. Als dieses der Gutsverwalter hörte, ließ er für Löwka dickes Haustuch zu einem Rock hergeben — und schrieb, wahrscheinlich aus Zerstreuung, die doppelte Ellenzahl im Rechnungsbuche an.

Im herrschaftlichen Hause war ein alter Bediente angestellt. Er verdankte diese Anstellung auf dem Gute nicht sowohl seiner Fähigkeit über Etwas die Aufsicht zu führen, als vielmehr seiner Trunksucht, wegen welcher ihn die herrschaftliche Familie

in der Stadt nicht brauchen konnte. Dieser Bediente, der zugleich auch Feldscheer und Schneider war, gerieth in große Verlegenheit, als er vom Gutsverwalter den Befehl erhielt, für Löwka einen Rock zu verfertigen; er wußte nicht, wie er einen Narrenrock zuschneiden sollte; wie viel er auch darüber nachdachte, immer kam ein ziemlich gewöhnlicher Rock heraus. Endlich griff er zu einem gewagten Mittel — er nähte an den Rock einen rothen Kragen, den er von einer alten Livree nahm. Löwka freute sich außerordentlich über sein neues Hemd, über seinen Rock und den rothen Kragen daran, obwohl dieser wahrlich kein Grund zur Freude für ihn war. Bis dahin hatten die Bauerjungen in ihren Späßen noch einiges Maaß gehalten; als aber Löwka die Narrenparadeuniform angezogen hatte, da war der Verfolgungen und des Hohngelächters über ihn kein Ende. Nur die Frauen nahmen sich seiner an: sie gaben ihm Kuchen, Kwaß und Dünnbier und sagten ihm manchmal ein freundliches Wort. Braucht man sich zu wundern, wenn die Weiber und Mädchen, die unter der patriarchalischen Obhut der Gatten und Väter standen, Mitgefühl für den unschuldig geplagten Knaben empfanden?

Mir that Löwka sehr leid; aber helfen konnte ich ihm nicht. Die guten Leute, schien es, stiegen

in ihrer eigenen Meinung, wenn sie ihn erniedrigten; Niemand sprach mit ihm ein ernstes Wort, sogar mein Vater, der doch von Natur kein böser Mensch, obgleich er voller Vorurtheile und allem Mitleidsgefühl fremd war, behandelte Löwka nicht anders. — „Nun, Löwka, pflegte er zu sagen, liebst du wohl Jemanden mehr als dieses stinkende Hundevieh?"

„Ja," antworte Löwka, „ich liebe Senka mehr."

„Sieh' mal, das Maul ist nicht dumm; nun, und wen noch?"

„Niemand weiter," erwiderte Löwka treuherzig.

„O du Dummgeborener, du Dummgeborener, ha, ha, ha, und deine leibliche Mutter, liebst du die denn weniger?"

„Weniger," antwortete Löwka.

„Aber deinen Vater?"

„Ich liebe ihn gar nicht."

„Herr du meines Lebens!" rief dann mein Vater, „du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, und du, Narr, was sagst du da? Sogar die sinnlosen Thiere lieben ihre Eltern; wie sollte denn ein vernünftiges Ebenbild Gottes sie nicht lieben?"

— „Was für Thiere?“ fragte Löwka.

— „Nun, was für Thiere! Hunde, Pferde... allerlei Thiere.“

— „Da liebt unsere Katze meinen Scharik mehr als alle anderen Thiere.“

Mein Vater brach in ein lautes Gelächter aus und sagte: „Selig sind die Geistesarmen!“

Zu der Zeit war ich schon am Schlusse meines Cursus der Rhetorik; daher ist es leicht zu verstehen, wie ich auf den Gedanken kam: einen Aufsatz über die gotteswidrige Behandlung der Blödsinnigen von Seiten ihrer Mitmenschen abzufassen. Ueber mein Thema und dessen Disposition nach allen Vorschriften Quintilians und allen Gesetzen der Chrie nachdenkend, wandelte ich einstmals fürbaß; — ich ging immer weiter und weiter, und ehe ich dessen gewahr wurde, befand ich mich in einem Walde. Da ich, ohne irgend auf etwas Acht zu geben, hineingekommen war, so war es auch nicht zu verwundern, daß ich den Weg verloren hatte; ich suchte ihn, suchte lange, aber vergebens, ich verirrte mich nur noch mehr. Plötzlich hörte ich das mir wohlbekannte Bellen des Hundes von Löwka; ich ging nach der Richtung, in der es erscholl, und bald begegnete mir Scharik. Etwa funfzehn Schritte weiter schlief Löwka unter einem großen Baume.

Sachte näherte ich mich ihm und blieb stehen — wie sanft, wie ruhig war sein Schlaf! — Auf den ersten Anblick war er häßlich, seine weißen Haare fielen in graden Linien von seinem sonderbar geformten Kopfe; er war blaß, hatte weiße Augenwimpern und war dabei etwas schieläugig. Aber Niemand hatte sich die Mühe gegeben, sein auf den ersten Anblick abstoßendes Gesicht aufmerksam zu betrachten. Diese sonderbare Physiognomie hatte eine ihr eigenthümliche Schönheit, besonders in diesem Augenblicke, wo er schlief; seine Wangen hatten sich ein wenig geröthet, die schielenden Augen waren nicht zu sehen, und in allen seinen Zügen lag solch ein Seelenfrieden, solch eine Ruhe, daß es zu beneiden war. Hier, als ich vor diesem schlafenden Idioten stand, kam mir der Gedanke, welcher mich seitdem mein ganzes Leben lang verfolgt hat: „Weshalb halten sich die ihn umgebenden Leute für besser als er? woher nehmen sie das Recht, dieses gute Wesen, welches Niemandem etwas zu leid gethan hat, zu verachten und zu verfolgen?" und eine geheimnißvolle Stimme flüsterte mir in's Ohr: „Weil auch in allen den Anderen Wahnsinn steckt, nur ein Wahnsinn von besonderer Art! Sie ärgern sich darüber, daß Löwka auf seine, ihm eigenthümliche Weise blödsinnig ist."

Dieser sonderbare Gedanke trieb mir alle Theorieen und Metaphern aus dem Kopfe, ich verließ den schlafenden Löwka und ging auf's Gerathewohl fort, um im Walde herumzuirren, indem ich meine neuen Gedanken mit einer Art Furcht nach allen Seiten hin und herwendete. In der That, fragte ich mich, weswegen ist denn Löwka schlechter als die Anderen? Etwa weil er keinen Nutzen bringt? Aber welchen Nutzen haben denn die funfzig Generationen gebracht, welche auf diesem Erdflecken nur deswegen gelebt haben, damit ihre Kinder heute nicht vor Hunger sterben? Ist es der Mangel an Lebensgenuß? Aber jene haben ja nie das Leben genossen, jedenfalls viel weniger als Löwka. Das Leben war ihnen eine schwere Last, eine langwierige Formalität. Weil er keine Kinder hat? Kinder könnte er ja auch haben: das ist keine große Kunst. — Weil Löwka nicht arbeitet? Aber was schadet es denn, er verlangt ja nichts von Anderen, wird irgendwie satt. Weshalb ist er denn schlechter als die Klugen, die bei all ihrem Tag- und Nacht-Arbeiten dennoch nicht reicher sind, als er? Arbeit ist ja kein besonderer Genuß: wer ohne Arbeit fortkommen kann, wäre ein Thor, sich damit zu plagen. Was braucht man da übrigens noch lange zu zweifeln? Der einzige Mensch hier, der Nutzen bringt,

ich meine nicht der Allgemeinheit, sondern sich selber, ist der Gutsherr: und der arbeitet gar nichts, der Nutzen kömmt ihm von selbst. Ich begreife zwar nicht, wovon Löwka satt wird, aber das weiß ich, daß, mag er noch so dumm sein, wenn er sich einmal Beeren und Pilze gesammelt hat, es nicht leicht halten wird, ihn zu überzeugen, daß er selbst nur die unreifen Beeren und die Fliegenschwämme verzehren dürfe, die schmackhaften Beeren und die weißen Champignons aber einem Anderen gehörten, dem... meinetwegen sogar dem Priester. Löwka freilich wohnt nie zu Hause, er erfüllt die Pflichten eines Sohnes, eines Bruders nicht. Werden sie denn aber von denjenigen erfüllt, die zu Hause bleiben? Er hat noch sieben Geschwister, die unter einander in einem beständigen Zwiste leben, welcher in der Art fortdauert, wie der dreißigjährige Krieg...

Und beständig kam ich auf den Grundgedanken zurück: die Ursache aller Verfolgungen gegen Löwka liege nur darin, daß er auf seine eigene specifische Weise dumm ist, während die Anderen epidemisch, allgemein dumm sind; — wie Spieler Nichtspielende, und Trunkenbolde Nichttrinkende nicht lieben, ebenso hassen die andern Blödsinnigen den armen Löwka. So kam es denn nicht zum Schreiben der

Dissertation; mir, einem Zögling des Seminariums, schien es schwierig und unschicklich, über dergleichen Gegenstände zu schreiben. Wir wurden immer belehrt, Exordien, Expositionen und Perorationen über erhabene Gegenstände zu schreiben.

Die Ferien waren zu Ende, ich mußte zurückreisen. Als mein Vater den Schecken vor den Karren spannte, um mich wegzubringen, kam Löwka wieder zu der Hecke; er drängte sich nicht vor, sondern, angelehnt an die Pfoste, wischte er sich von Zeit zu Zeit die Thränen mit dem schmutzigen, herunterhängenden Aermel seines Hemdes ab. Es ward mir sehr schwer mich von ihm zu trennen; — ich schenkte ihm allerlei Kleinigkeiten; er sah traurig auf Alles herab. Als ich aber in den Karren stieg, kam er zu mir und sagte ganz wehmüthig und traurig: „Lebe wohl, Senka!" Dann reichte er mir Scharik und sagte: „Senka, nimm Scharik mit dir." Ein theureres Besitzthum hatte Löwka auf der Welt nicht und das wollte er mir geben! Mit großer Mühe überredete ich ihn Scharik zu behalten, indem ich sagte: Scharik soll mein sein, aber bei dir wohnen. Wir fuhren davon. Löwka lief durch den Wald und erstieg einen Berg, wo der Weg vorbei ging; ich erblickte ihn und winkte ihm mit dem

Taschentuch. Er stand bewegungslos auf dem Berge, auf seinen Stock gestützt.

Der Gedanke an Löwka, und an die Ursache seiner sonderbaren Entwickelung, ging mir nicht aus dem Kopfe. Dieser Gedanke verhinderte mich, mich in die Theologie zu vertiefen; er ließ mir keine Ruhe. Obschon ich recht gut die Nichtigkeit alles Materiellen und die Eitelkeit alles Physischen kannte, so entwickelte sich dennoch bei mir allmählig ein unwiderstehlicher Wunsch Medicin zu studiren. Als ich das zum ersten. Mal meinem Vater merken ließ, (der, wie alle Popen, es für eine Schande hielt, daß sein Sohn einen andern, als den geistlichen Stand ergriffe) gerieth er in unbeschreiblichen Zorn: „O du verzogener Taugenichts!" schrie er mich an: „ich will dir die Haare zupfen, dann sollst du erfahren, wo Bartel den Most holt! Deine Väter und Großväter waren nicht schlechter als du, und sind doch nicht aus ihrem Stande herausgetreten!... Hätte ich je geglaubt, in meinen alten Tagen solch' eine Schande zu erleben? Eine schöne Freude, die mir mein Sohn, mein eigen Fleisch und Blut, macht! Der Küster ist also nicht der Einzige, den Gottes Zorn getroffen hat; nicht umsonst treibt mein Taugenichts sich mit seinem Narren herum: gleich und gleich gesellt sich gern.... „Und das Alles ist deine

Schuld, du kleinmüthiges Weib, die du ihn verdorben hast", fügte mein Vater hinzu, indem er sich an meine Mutter wandte.

Woher nun gar meine Mutter schuld sein sollte, daß ich Medicin studiren wollte, weiß ich nicht.

„Mein Gott!" dachte ich, „was habe ich denn begangen? Ich möchte Arzt werden, und wer meinen Vater hörte, könnte bei Gott denken, daß ich ihn um Erlaubniß gebeten hätte, Straßenräuber zu werden."

Ich ließ den väterlichen Zorn austoben und schwieg; einen Monat später versuchte ich wieder einmal den Gegenstand zu berühren: beim ersten Worte wurde er ganz kirschroth im Gesichte. Es war nichts zu machen; ich harrte auf irgend eine besondere Gelegenheit und beschäftigte mich unterdessen ausschließlich mit Latein. Der Vater Rector konnte sehr gut Latein und gewann mich lieb wegen meiner Fortschritte darin. Ich benutzte einen günstigen Augenblick und warf mich ihm zu Füßen; er sagte milde und gütig: „Steh auf, mein Sohn, steh auf, was brauchst du, sprich."

Ich erzählte ihm meinen Wunsch und bat ihn bei meinem Vater Fürsprache einzulegen. Vater Rector schüttelte den Kopf und sprach mir viel vor, indem er mich sanft zu überreden suchte, von mei-

nem Vorsatze abzulassen; er rieth mir eifriger zu beten, auf daß Gott mir Kraft verleihe, der Versuchung zu widerstehen, die mich von der Heilkunde der Seelen zur Heilung des Fleisches wendete, — er sprach mir von der Wichtigkeit des Standes, zu dem ich schon durch meine Geburt bestimmt sei. Dann erinnerte er mich an das vierte Gebot und gab mir das Werk Nilus von Sora über das Mönchsleben zu lesen. Ich erfüllte Alles ganz pünktlich, konnte aber dennoch meinen Trieb zur Medicin nicht unterdrücken.

In den Ferien fuhr ich wieder nach Hause. Löwka war noch mehr verwildert: freiwillig half er dem Hirten die Heerde hüten und kam fast nie nach Hause. Mich empfing er indeß mit derselben unbedingten, fast thierischen Anhänglichkeit wie früher. Ich konnte ihn nicht ohne Gram ansehen, besonders da seine Sprache noch unverständlicher, verworrener, und sein Blick noch düsterer geworden war. Nach Verlauf eines Jahres sollte ich meinen Cursus beendigen, ich konnte die Entscheidung nicht mehr aufschieben; mein Vater bereitete mir schon einen Posten. Was war zu thun? Wer in Gefahr ist zu ertrinken, sagt ein Sprichwort, greift auch nach einem Strohhalm. Ich hatte von den Hofleuten gehört, daß der Sohn unseres Gutsbesitzers (die

herrschaftliche Familie wohnte diesen Sommer auf dem Gute) ein guter freundlicher Herr sei, — ich dachte mir: Wie? Wenn der junge Herr durch seinen Vater bei dem meinigen eine Fürbitte einlegen ließe, so würde letzterer vielleicht in meinen Wunsch willigen. Warum es nicht versuchen? — So zog ich denn meinen Nankin-Rock an, putzte sorgfältig meine Stiefeln, band ein blaues Halstuch um und ging zum herrschaftlichen Hause. Unterwegs begegnete mir Löwka.

„Senka," rief er mir zu, „komm in den Wald! Löwka hat ein Nest gefunden, kleine Vögel, kaum in Daunen, haben keine Mutter, müssen erwärmt, müssen gefüttert werden."

„— Kann nicht, Bruder, ich gehe dorthin!"

„— Wohin?"

„— In's herrschaftliche Haus."

„— U... u!... sagte Löwka, das Gesicht verziehend, u... u!... kennst du Onkel Sachar? Im Frühling hat man Onkel Sachar geschlagen, Löwka hat zugesehen. Onkel Sachar, stark, gesund, steht da — man schlägt ihn, er sagt nichts. Onkel Sachar ist ein Narr, ist groß und stark. Geh' nicht, Senka!"

„Fürchte nichts, mich wird Niemand schlagen." —

Er folgte mir lange mit den Augen, dann pfiff er seinem Hunde und lief zum Walde, — kaum aber hatte ich etwa zwanzig Schritte gemacht, als Löwka mich auf's Neue einholte.

„Löwka geht auch dahin", sagte er, „man wird Senka schlagen, Löwka wird einen Stein schleudern."

Dabei zeigte er mir einen Kiesel von der Größe eines Gänse-Eies. — Seine Vorsichtsmaaßregeln waren aber unnütz; die Diener wiesen mich ab, indem sie sagten, die Herrschaften seien beim Thee; — später bin ich noch dreimal dahingegangen, immer hatte der Junker keine Zeit; nach dem dritten Male ging ich nicht mehr hin.

Womit mochte denn der junge Herr so beschäftigt sein? — Er geht fortwährend umher entweder mit der Flinte, oder ganz einfach ohne irgend ein Ziel, und treibt sich auf den Feldern herum, besonders da, wo die Bauermädchen arbeiten; — konnte er sich denn wirklich nicht auf eine halbe Stunde losmachen?

Endlich wies mir das Schicksal einen Ausweg aus meiner Lage, obgleich auf eine sehr kummervolle Weise. — Im Dorfe Poretschje, ungefähr acht Werst von uns, feierte man das jährliche Kirchenfest. Das Dorf Poretschje ist ein Kronsdorf,

handeltreibend und bei weitem reicher als das unsrige; auch wurde dort das Fest wunderschön gefeiert. Der dortige Priester (der Aufseher über mehrere, unter Anderen auch über unsere Kirche war) lud uns alle zum Feste ein. Wir fuhren: Vater Waßily mit seiner Frau, der Popin, Papa allein, die Kirchendiener und ich; wir fuhren am Vorabend, um in vollem Staat der Vesper beizuwohnen. Es war ein prächtiges Fest, die Fabrikarbeiter sangen auf dem Chor. — Am folgenden Tage kam, während des Gottesdienstes, der Kreishauptmann in höchsteigner Person mit seiner Frau Gemahlin und zwei Assessoren an. Der Dorfsobere hatte schon einen Monat voraus fünfundzwanzig Kopeken Silber per Seele zu einem Frühstück für die Obrigkeit gesammelt. Kurz es ging lustig und geräuschvoll her, mir allein war trübe zu Muthe; ich dachte an meine Pläne, die nicht zu Stande kommen wollten. Ich war an die Menschenmenge nicht gewöhnt, Wein nahm ich damals noch nicht in den Mund, mit den Mädchen verstand ich nicht zu tanzen; besonders aber war es mir ärgerlich, daß die Leute sich mit den Augen winkten, indem sie auf mich und die Tochter des Pfarrers von Poretschje gafften. Ich hatte ihrem Vater gefallen und er hatte dem meinigen angeboten: mich, sobald ich meinen Cursus

beendigt hätte, mit seiner Tochter zu verheirathen: er wollte mir seine Stelle und Hauseinrichtung abtreten, da es für ihn selber Zeit sei sich in Ruhestand zu versetzen. Die Tochter aber, obzwar nicht älter als achtzehn oder neunzehn Jahre, glich weniger einem Ebenbild Gottes als einem Haufen von Klösen. Nachdem ich auf solche Weise mich bis zum Abend in Poretschje gelangweilt hatte, ging ich an das Ufer des Flusses. Und siehe da! Löwka stand vor mir. Der arme Teufel war auch zum Feste gekommen, ohne zu wissen warum. Ein Boot war an das Ufer gebunden und schaukelte sich leise. Ich war lange nicht auf dem Wasser gefahren — es kam mich eine heftige Lust an, im Schiff nach Hause zu fahren. Am Strande lagen einige Bauern in blauen Röcken und neuen, mit Bändern verzierten Filzhüten; die Burschen hatten getrunken und sangen ihre Lieder aus voller Kehle (glücklicherweise war im Dorfe Poretschje keine nervenschwache Dame).

„Erlaubt Ihr, Rechtgläubige — das Boot zu nehmen und bis Rasderischino zu fahren?" sagte ich ihnen.

„Recht gern", erwiderten sie, „wir kennen Ihren Papa, bitte, nehmen Sie es."

Und sogleich sprangen zwei Burschen mit größ-

ter Bereitwilligkeit herbei, um das Boot abzubinden. Ich setzte mich an's Steuer, Löwka nahm die Ruder, und fröhlich fuhren wir den Oka-Fluß entlang. Unterdessen wurde es dunkel, der Mond ging auf; von der einen Seite war es hell, während von der anderen die finsteren Schatten der Ufer allmählig das Boot bedeckten. Der aufsteigende Thau verbreitete sich im Mondschein gleich dem Rauche einer großen Feuersbrunst und schwankte auf dem Wasser, als wollte er ihm entschweben. Vom Winde getrieben, ertönte bald leiser, bald lauter der Jubelgesang der Bewohner von Poretschje. Löwka war zufrieden; unaufhörlich benetzte er seinen Kopf mit Wasser und schüttelte die nassen Haare, die ihm in's Gesicht fielen, zurück.

„Senka, ist's gut?" fragte er mich mehrmals, und jedesmal, wenn ich ihm antwortete: „Ja, es ist sehr gut", — war er in einem unbeschreiblichen Entzücken. Löwka verstand das Rudern meisterhaft; mit einer Art von Trunkenheit gab er sich dem Rhythmus der zertheilten Wellen hin, dann hob er plötzlich die Ruder auf — das Boot glitt leise über die Wasserfläche und die Stille, welche auf die taktmäßigen Schläge folgte, schläferte uns auf eine sonderbare Weise ein.

Wir kamen spät des Nachts an. Löwka fuhr

mit dem Boote zurück, ich ging nach Hause. Kaum hatte ich mich schlafen gelegt, als ich einen Karren vor unser Haus anfahren hörte. Meine Mutter (die nicht zum Feste gefahren war, weil sie sich unwohl fühlte) horchte und sagte: „Das ist nicht das Rasseln unseres Karren.“ Man klopfte an der Pforte. „Es will wohl Jemand den Pfaffen rufen?“ sagte sie.

„Steh nicht auf, Mütterchen, ich werde gehen,“ erwiderte ich und ging hinaus.

Als ich die Pforte öffnete, sah ich den Dorfsoberen von Poretschje vor mir, der etwas betrunken war. „Was giebt's? Makar Lukitsch?“

„Ja was!“ sagte er, „die Sache ist nicht ganz recht, das giebt es.“

„Was für eine Sache?“ fragte ich und zitterte an allen Gliedern, als hätte ich ein Fieber.

„Nun, da mit dem Vater Diaconus.“

Ich warf mich auf den Karren: da lag mein Vater bewegungslos.

„Was ist ihm geschehen?“ —

„Ja Gott weiß es; die ganze Zeit war er gesund, plötzlich aber ist ihm was widerfahren.“

Wir trugen meinen Vater in das Zimmer; er war blau im Gesicht, ich rieb ihm die Hände, bespritzte ihn mit Wasser; es schien mir, daß er

röchelte; schnell lief ich zum Schneider. — Er war zum Glück noch ziemlich nüchtern; er griff nach der Lanzette, einer Binde und eilte mit mir. Dreimal machte er Einschnitte in den Arm, das Blut kam aber nicht; ich stand da, mehr todt als lebendig. Der Schneider nahm seine Tabacksdose aus der Tasche, schnupfte, und fing an die Lanzette mit seinem schmutzigen Tuche abzuwischen.

— „Nun wie ist's?“ fragte ich ihn mit kaum hörbarer Stimme.

— „Unser Einer kann so was nicht wissen. Es ist ein Schlag! von dem lahmen Conrad!“ — — — antwortete er. Meine Mutter fiel in Ohnmacht; — ich fühlte ein Frösteln und meine Beine wankten.

Nach dem Tode meines Vaters widersetzte sich meine Mutter nicht länger meinem Wunsche. Es gelang mir endlich, meine Entlassung aus dem Seminarium auszuwirken, und ich trat als Student in die Moskauer medico-chirurgische Akademie. Im gedruckten Programm der Vorträge las ich, daß, sollte genug Zeit übrig bleiben, ein Veterinar-Adjunkt den Studenten, welche ihren Cursus beschließen, allgemeine Psychiatrie vortragen würde. —

Was ist das, Psychiatrie? Meine Kameraden erklärten mir, das sei die Wissenschaft von den Seelenkrankheiten. Mit Ungeduld erwartete ich den Schluß des Jahres und obgleich ich noch nicht die Psychiatrie vorzunehmen hatte, kam ich doch zur ersten Vorlesung des Adjunkts. Damals war ich aber noch so wenig bewandert im medicinischen Fach, daß ich fast nichts von dem Vortrage verstand, obgleich ich ihm mit solcher Aufmerksamkeit folgte, daß ich mich noch bis auf den heutigen Tag der beredten Einleitung des Adjunkts erinnere.

„Von der gesammten Heilkunde," sagte er, „ist die Psychiatrie unstreitig der schwierigste, der am wenigsten beleuchtete und beleuchtbare Theil; dafür übt sie aber auch den wohlthätigsten moralischen Einfluß. Weder Metaphysik, noch Philosophie vermögen so deutlich wie die Psychiatrie uns die Unabhängigkeit der Seele vom Leibe zu beweisen. Sie lehrt uns, daß alle Seelenkrankheiten materielle Störungen sind; sie lehrt folglich, daß ohne den Leib, ohne diese ärmliche Hülle, der Geist ewig gesund wäre," u. s. w.

Schon im Seminarium kannte ich die Wolfische Philosophie. Dennoch verstand ich den Vortrag des Adjunkts nicht ganz klar, obgleich ich mich sehr freute zu erfahren, daß sogar die Medicin zum Be-

weise für die höchsten Betrachtungen der Metaphysik dient.

Nachdem ich ordentlich die Prolegomena durchgenommen hatte, begann ich eigene Beobachtungen über einige an Seelenkrankheiten Leidende anzustellen, und notirte sorgfältig Alles, was ich sah, in ein besonderes Buch. Die Sonntage und Feiertage brachte ich fast sämmtlich im Irrenhause zu. Und alle meine Beobachtungen führten mich beständig zu dem Gedanken zurück, der mir bei Betrachtung des schlafenden Löwka auffiel, nämlich: daß die officiellen, die patentirten Verrückten, im Grunde genommen weder dümmer, noch gestörter als alle übrigen sind, aber nur selbstständiger, mehr concentrirt, unabhängiger, ja ich möchte sagen, genialer. Das absonderliche Benehmen der Verrückten, ihre reizbare Bosheit erklärte ich mir dadurch, daß Alles, was sie umgiebt, sie absichtlich ärgert und durch das immerwährende Widersprechen, durch das grausame Negiren ihrer fixen Idee sie aufbringt. Bemerkenswerth ist es, daß die Menschen nur in Irrenhäusern so verfahren; außerhalb derselben findet unter den Kranken eine gewisse stillschweigende Uebereinkunft (tacitus consensus), eine Art von pathologischem Zartgefühl Statt, demzufolge die Verrückten ihre gegenseitigen Punkte der Verrücktheit anerkennen. Ja, das ganze

Unglück der augenscheinlich Verrückten besteht in ihrer stolzen Selbstständigkeit und hartnäckigen Unnachgiebigkeit, für welche die epidemisch Gestörten sich mit all der Bosheit schwächlicher Charaktere an ihnen rächen: sie sperren die vom allgemeinen Wahnsinne Abschweifenden in Käfiche und begießen sie mit kaltem Wasser. — Ich will das durch Beispiele erläutern. Der Hauptarzt der Anstalt, gewiß der beste deutsche Mann auf Gottes Erde, war ohne allen Zweifel mehr gestört als die Hälfte seiner Patienten (er pflegte immer einen Orden um den Hals und zwei im Knopfloch zu tragen, um durch die Säle der Wahnsinnigen zu gehen; er ließ den Feldscheer merken, daß es ihm angenehm sein würde, wenn man ihn Excellenz nennte... und mehrere andere Züge dieser Art bewiesen deutlich eine Affection der großen Gehirnhemisphären). Die Kranken liebten ihn nicht, weil er, selbst mit ihnen auf ein und demselben Boden stehend, immer mit ihnen in Opposition war.

— „Ich bin der Kaiser von China!“ schrie ihm ein Kranker entgegen, der mit einem dicken Strick angebunden war, was nothwendiger Weise Seiner bogdichanischen Macht sehr enge Schranken setzte.

— „Aber wann hat man denn gesehen, daß

der Kaiser von China mit einem Stricke angebunden sitze?" erwiderte ihm der gute deutsche Mann mit dem allerernsthaftesten Gesichte, als zweifelte er selbst, ob er nicht in der That den Kaiser von China vor sich sehe. — Solch eine Erwiderung brachte den Kranken in Wuth; er biß die Zähne zusammen, schrie, daß Voltaire und die Jesuiten ihn angekettet hätten und konnte lange Zeit sich nicht beruhigen.

Ich, im Gegentheil, näherte mich ihm mit dem Ausdruck der tiefsten Ehrfurcht und sagte ihm: „Glanz des Himmels, durchsichtigster Bruder der Sonne, erlaube mir verächtlichem Wurm, der ich ein von deinen unvergleichlichen Sohlen abgefallener Staub bin, — erlaube mir auf dein durchlauchtiges Haupt Wasser zu träufeln, damit sich der Ocean am Glücke des Wassers freue, das die ehrwürdige Haut erfrischte, welche die weißen Knochen deines Schädels bedeckt"...

Der Kranke lächelte und ließ Alles mit sich machen, was ich wollte. Ich richtete meine Aufmerksamkeit hauptsächlich darauf, daß ich für diesen Kranken nichts Besonderes that, sondern mich gegen ihn nur so betrug, wie sich alle guten Leute überall, auf der Straße, im Gastzimmer u. s. w. gegeneinander betragen.

Es ist zu bemerken, daß in diese Anstalt ein stumpfsinnig geborenrr alter Mann zu kommen pflegte, der sich Inspector nannte und sich einbildete, er verstehe weit besser als die Aerzte und Aufseher, wie man die Kranken behandeln müsse. In der That befahl er jedesmal dummes Zeug, daß man sich für ihn schämte. Nichtsdestoweniger hörte der Hauptarzt ihn bis zu Ende an, sagte ihm nie, das sei lauter dummes Zeug, und zeigte ihn nie den besuchenden Fremden — den chinesischen Kaiser zeigte er aber. Ist nun hier irgend eine Spur von Gerechtigkeit?

Bei Fortsetzung meiner Beobachtungen entdeckte ich, daß die Wahnsinnigen sich öfters unter einander anerkennen. So z. B. wohnten im Saale Nr. V. acht leicht verrückte Menschen in großer Freundschaft mit einander. Der Eine wurde verrückt über den Gedanken, er habe den Beruf, außer seiner Portion noch die Hälfte der Portion eines jeden seiner Gefährten zu essen. Er gründete sein Recht darauf, daß sein Vater am Zu-Viel-Essen gestorben sei und sein Großvater sich zu Tode gesoffen habe. Das mag lächerlich sein — aber er überzeugte seine Gefährten dennoch dermaßen, daß keiner von ihnen sich unterstand, seine Portion zu verzehren, ohne ihm den besten Theil davon abzu-

geben; keiner wagte es sie heimlich aufzuessen, aus Furcht vor Gewissensbissen. Wenn bisweilen irgend ein verwegener Skeptiker sein Stück Brod verheimlichte, so überführte er ihn dessen ganz stolz, und die übrigen sechs waren bereit, den Delinquenten zu bestrafen; sie nannten ihn Dieb, Geizhals u. s. w., und das Haupt der Gemeinde glaubte gutherzig genug an sein Recht, um mit majestätischer Wichtigkeit seine Lieblinge mit ihrer ihnen zugehörigen Speise zu belohnen, wenn es ihm nicht möglich war, Alles aufzuessen. Man kann doch wahrlich diesen Verrückten nicht den Ordnungssinn, tiefes Gefühl für Ordnung und gemäßigte Freiheit absprechen, ebenso wie man den Wahnsinn Leuten nicht absprechen kann, welche nicht allein sich selbst für gesund halten (die Rasendsten sogar sind vollkommen mit sich selbst zufrieden), sondern auch von Anderen dafür anerkannt werden. Als einen überzeugenden Beweis lege ich hier einen Auszug aus meinem Tagebuche bei, und erlaube mir demselben folgende kurze Diagnostik des Wahnsinns vorauszuschicken. —

— Die Hauptmerkmale einer Störung der Geistesfähigkeiten sind: α) unrichtige, aber auch nicht willkürliche Auffassung der Gegenstände; β) krankhaft-hartnäckige Bestrebungen, diese Auffassung, wenn

auch zum offenbaren Nachtheil des Kranken, zu behalten und daher γ) stumpfes und beständiges Streben nach unwesentlichen Zwecken und Vernachlässigung wirklicher Zwecke.

Dieses wird dem Leser genügen, um sich von der Wahrheit meiner Folgerungen zu überzeugen.

Auszug aus dem Tagebuche.

Subject Nr. 29. Bürgerin Matrōna Butschkin, sanguinisches Temperament, Neigung zur Dicke, ungefähr dreißig Jahre alt, verheirathet.

Dieses Subject befand sich unter meiner Dienerschaft als Köchin; daher habe ich es ziemlich genau in seinen wichtigsten psychischen und mehreren physiologischen Functionen studirt. — Alienatio mentalis, welche keinem Zweifel unterliegt, nebst guten angeborenen Fähigkeiten (was sich aus der beibehaltenen Gewandtheit erweist, bei Einkaufs-Rechnungen zu betrügen und die Hälfte der Wirthschafts-Vorräthe zu verhehlen), Störung in allen Geistesfunctionen. Als Frauenzimmer lebt Matrōna mehr mit dem Herzen als mit dem Verstande, aber in Folge der krankhaften Deviation der Gehirnsthätig-

keit von ihrer normalen Function sind alle ihre Gefühle dermaßen verkehrt, daß dieselben nicht nur keine menschlichen, sondern auch keine thierischen sind.

A. Das Gefühl der Liebe. — Sie scheint keine besondere Zärtlichkeit zu ihrem Manne zu haben, aber ihr gegenseitiges Verhältniß ist im höchsten Grade bemerkenswerth und als pathologisches Factum wichtig. Ihr Mann ist Schuster und wohnt in einem anderen Hause; er kömmt gewöhnlich des Sonntags früh zu ihr. Matröna kauft für ihr letztes Geld Branntwein ein und backt einen Kuchen oder Fladen; gegen zehn Uhr ist der Mann betrunken und fängt dann gleich an sie lange und hart zu schlagen, wornach er bis Montag in einen lethargischen Schlaf verfällt; — sobald er erwacht, geht er mit furchtbaren Kopfschmerzen zur Arbeit und tröstet sich mit der Hoffnung, nach sechs Tagen von Neuem den Sabbath eben so gemüthlich und häuslich zu feiern. Ich vermuthe, daß bei Matröna die Haut schon bei Lebzeiten gegerbt ist; was sehr interessant für das Studium der allgemeinen Hüllen werden kann. Da sie sich bei mir jedesmal bitter über ihren Mann beklagte, so rieth ich ihr ihm keinen Branntwein mehr zu kaufen, weil dieser eine üble Wirkung auf ihn zu haben scheine. Die Kranke

fühlte sich aber durch meinen Rath sehr beleidigt und erwiderte mir, sie sei kein unehrliches Weib und auch keine Bettlerin, um ihrem rechtmäßigen Manne nicht einmal ein Glas Branntwein anzubieten — heilig sei der Tag bis zur Mahlzeit. Sie kaufe ja den Wein für ihr eigenes, nicht für mein Geld, und wenn sie ihr Mann auch prügle, so sei er dennoch ein ihr von Gott gegebener Mann.

Diese mehrmals wiederholte Antwort ist sehr bemerkenswerth; sie kann als Leitfaden zur Erkenntniß der sonderbaren Denkgesetze des von Krankheit afficirten Gehirns dienen. Es befindet sich in derselben kein einziges Wort, welches meiner Bemerkung widerspräche; ihr aber scheint es, in Folge ihrer Gehirnkrankheit, daß sie mich vollkommen widerlegt hat. In welchem Grade dieses oberflächlich ist, erweist sich dadurch, daß es mir genügte — bei Fortsetzung meiner Beobachtungen — ihr zu sagen: „Aber warum streitest du denn mit ihm, du solltest schweigen, er ist ja dein Gatte und Herr?“ um die Kranke in einen der Mania nahen Zustand zu bringen; sie sagte mir mit Zorn:

„Er ist ein Bösewicht und kein Gatte; er soll an mir keine Närrin finden, die schweigt, wenn er allerlei tolles Zeug schwadronirt!“... Und darauf begann sie gewöhnlich nicht nur auf ihn, sondern

auch auf ihre Gutsbesitzerin zu schelten, welche in wahrhaft mütterlicher Sorge für ihre Untergebene selbst die Mühe übernommen hatte, ihr einen Gatten zu wählen. Die Wahl fiel auf den Schuster; nicht zufälliger Weise, sondern weil er einen Hang zum Trunke zeigte, da meinte denn die Frau Gutsbesitzerin, daß die Heirath ihn zu einem gesetzten Manne machen würde, — freilich ist es nicht ihre Schuld, daß sie sich geirrt hat: errare humanum est!

B. Das Verhältniß zu den Kindern ist höchst merkwürdig und bietet ein zwiefaches Interesse dar. Hier hatte ich die Gelegenheit zu sehen, wie der Wahnsinn vom Tage der Geburt an eingeimpft wird. Zuerst, auf rein mechanische Weise, durch starkes Einwickeln, wobei man die ossa parietalia des Schädels so zusammenpreßt, daß man die Entwickelung des Gehirns verhindert — das ist an und für sich ein recht wirksames Mittel. Ferner gebraucht man organische Mittel; sie bestehen hauptsächlich in übermäßiger Entwickelung der Gefräßigkeit und in schlechter Behandlung des Kindes. So lange dessen Organismus sich noch nicht bequemt hatte, alle Unreinlichkeiten, die ihm gegeben wurden, von der schmutzigen Brust der Mutter an bis zu den fetten Fladen herab, sich anzueignen, war das

Kind einige Mal leidend; die Mutter kurirte es selbst und in ihren medicinischen Ansichten war sie völlig in Widerspruch mit allen Aerzten, von Hippokrates an bis zu Hufeland; entweder chaukelte sie das Kind in der Art, wie man Ertrunkene ins Leben zurückzubringen pflegt (ein Mittel, welches vollkommen gefahrlos ist, wenn der Ertrunkene todt ist, und welches jedenfalls den Eifer der Anwesenden beweist), und das Kind bekam davon die Seekrankheit, was sein Uebel wirklich linderte; oder, — das bekannte homöopathische Princip: man müsse sich heilen mit dem, womit man sich geschadet hat, befolgend, stopfte sie dem Kinde Häring und Sauerkohl in den Mund; wollte das Kind dann noch nicht genesen, so begann die Mutter es zu schlagen, zu stoßen, zu zupfen, indem sie ihm allerlei Grobheiten dabei sagte; wenn aber auch davon das Kind nicht gesund wurde, dann gab ihm die Mutter Likör oder Mohnsaft und — freute sich über die offenbar gute Wirkung der Arznei, wenn das Kind in schwere Trunkenheit oder Lethargie verfiel. Zur Ergänzung dieses Allen muß ich noch bemerken, daß Matröna ihr Kind auf ihre Art und Weise sehr liebte. Ihre Liebe zu dem Kinde glich ganz ihrer Liebe zu dem Manne; für ihr weniges Geld kaufte sie irgend ein Stück Taffet zu einer Bettdecke für

das Kind und dann schlug sie es unbarmherzig dafür, daß es aus Versehen Milch darauf tröpfelte, u. s. w. —

Ich bedaure sehr, daß ich zu bald von Matröna schied und dieses interessante Subject nicht vollkommen ausstudiren konnte; ich habe aber nach einiger Zeit gehöt, daß das Kind die originelle Erziehung seiner Mutter nicht habe ertragen können und gestorben sei.

C. Die bürgerlichen und socialen Verhältnisse. — Doch ich glaube, das Gesagte genügt zur Ueberzeugung, daß dieses Subject ihr Leben im Dunste des Wahnsinnes verbrachte. Deshalb nehme ich den unterbrochenen Faden meiner Lebensbeschreibung wieder auf, welche zugleich die Beschreibung der Entstehung meiner Theorie ist...

Nach Beendigung meines akademischen Cursus wurde ich als Arzt bei einem Infanterie-Regimente angestellt. Von den Beobachtungen, welche ich auf dieser speciellen Bahn gemacht habe, finde ich es nicht nöthig in diesem vorläufigen Theile zu reden, ich habe ihnen einen besondern Abschnitt in meinem

großen Werke gewidmet*). Ich gehe über zu einem mannigfaltigeren Schauplatze. — Nach Verlauf einiger Jahre erhielt ich, auf Anordnung meiner Vorgesetzten, denen ich bei gegenwärtiger Gelegenheit meinen innigsten Dank für ihre obrigkeitliche Aufmerksamkeit gegen mich bezeuge, einen Posten im Civildienste.

Hier widmete ich mich mit größerer Muße der vergleichenden Psychiatrie. — Zuvörderst suchte ich mir für meine Studien und Beobachtungen zwei Anstalten aus: das Hospital und die Kanzlei der Medicinal-Behörde. Bei gewissenhaftem Studium der Subjecte beider Anstalten fiel mir die Aehnlichkeit zwischen den Kanzlei-Beamten und den Kranken auf. Freilich waren auch die äußerlichen Unterschiede auffallend, doch ein Arzt muß tiefer eindringen; dem äußeren Scheine nach hat man ja lange Zeit den Wallfisch für einen Fisch gehalten. Der Hauptunterschied zwischen den Schreibern und den Kranken bestand in der Weise ihres Eintritts in die Anstalten: Erstere baten um Anstellung, Letztere

*) S. Vergleichende Psychiatrie, Theil II, Cap. IV. „Die Marsomanie," Abschnitt 1: „Die friedliche Marsomanie." — Die Krankheit wird veranlaßt durch die Irritation des Rückenmarks und deren Reaction sowohl auf die medulla oblongata wie auf das kleine Gehirn selbst. (Uebrigens vergl. Magendie, von der Wirkung des cerebellum auf die Bewegung.)

hingegen wurden von der höheren Obrigkeit angestellt, in Folge einer öffentlichen Prüfung im Gouvernements-Collegio. Aber einmal in die Kanzlei eingetreten, unterlagen die Schreiber sogleich der psychischen Epidemie, die sehr rasch alles normal Menschliche in ihnen ergriff und noch rascher verunstaltete Bedürfnisse, Wünsche und Bestrebungen entwickelte. Ganze Tage lang arbeiteten sie sehr eifrig, sogar mehr als eifrig, — mit Neid; — die Besoldungslisten waren damals noch unglaublich gering. Kaum daß die armen Menschen sich an den Werkeltagen satt aßen und sich an den Feiertagen betranken, und doch wollte keiner von ihnen irgend ein Gewerbe vornehmen, da sie jede ehrliche Arbeit, welche nur sechs Silbergroschen für Erkundigungen zu nehmen gestattet, für unvereinbar mit menschlicher Würde hielten. Ich gestehe, als ich mich vollständig überzeugt hatte, daß das Beamtenthum (es versteht sich von selbst, daß ich nicht wage, höher als die XIII. Klasse zu steigen) eine besondere, specifische Lähmung des Gehirns ist, mir alle die Spottgedichte der Presse über die Beamten zuwider wurden. Ueber Kranke zu lachen, ist ein Beweis von Hartherzigkeit; sind denn die Kranken schuld? — Der Einfluß der Epidemie ist so mächtig, daß ich Gelegenheit hatte ihre Wirkung auch auf stärkere

und gesundere Organismen zu beobachten, und da erst ersah ich ihre volle Kraft. Eine Art von innerlicher Unruhe, Gewissensbissen ähnlich, überfiel die neu eintretenden gesunden Subjecte; man sah den Leuten an, wie es ihnen schwer wurde gesund zu bleiben, sie litten so sehr an Sehnsucht nach Wahnsinn, daß sie sich von den Geistesfähigkeiten mit verschiedenen alkoholischen Getränken heilten, und ich habe bemerkt, daß bei gehörigem und anhaltendem Gebrauch derselben es ihnen gelang, sich in einen künstlichen Wahnsinnszustand zu versetzen, der allmählig in einen natürlichen Zustand überging.

Von den Beamten wandte ich mich zu den übrigen Stadtbewohnern, und in kurzer Zeit blieb mir gar kein Zweifel, daß sie sämmtlich beschädigt seien. Ich überlasse es denjenigen, die sich lange mit irgend einer Forschung beschäftigt haben, sich das freudige Gefühl vorzustellen, welches mein Herz erfüllte, als ich mich von dieser schätzbaren Thatsache unzweifelhaft überzeugt hatte. Unser Städtchen ist eigentlich ganz eigenthümlich; es ist ein Gouvernements-Collegium, mit verschiedenen Häusern und Einwohnern bewachsen, die sich um die Behörden herum gesammelt haben. Von anderen Städten unterscheidet es sich dadurch, daß es eigentlich zum Vergnügen und Nutzen der Obrigkeit ent-

standen ist. Die Obrigkeit bildet das Wesen, die Wurzel, die Blüthe und die Frucht der Stadt. Die übrigen Bewohner, als Kaufleute, Bürger u. s. w. befinden sich mehr der Ordnung halber da, denn eine Stadt kann ja nicht ohne Kaufleute und Bürger sein. Sie erhalten ihre Bedeutung sämmtlich nur durch ihre Beziehung zur Obrigkeit (übrigens auch zur Branntweinspacht). Die Gewerbsleute, wie z. B. Schneider, Schuster und Inhaber von Belustigungsorten (wir haben sechs Wirthshäuser) nähten Röcke und Stiefel, legten Billarde an, Alles für die Beamten; die Uebrigen, ausgenommen die, welche im Dienste sind, beschäftigen sich ausschließlich mit Erzeugung derjenigen Mittel, von denen die Beamten sich Röcke und Stiefel bestellen und auf dem Billarde sich vergnügen. Der Angabe im Kalender zufolge zählt unsere Stadt ungefähr 5000 Einwohner; davon sind ungefähr zwanzig Menschen in lästige Langeweile durch Abwesenheit aller Beschäftigung und 4980 Menschen in lästige Thätigkeit durch Abwesenheit aller Ruhe versunken. —

Doch lassen wir diese allgemeine Statistik des Wahnsinns bei Seite und gehen wir über zu speciellen Fällen. Als Arzt ward ich öfters gerufen den Leib zu kuriren da, wo die Seele geheilt hätte werden sollen; es ist unglaublich, in welchem Dunste

von Absurditäten, in welch' grellem Unverstande sich alle meine Patienten beiderlei Geschlechts befanden.

„— Haben Sie die Gefälligkeit, jetzt gleich zu Anna Födorowna zu kommen, — Anna Födorowna ist sehr unwohl."

„Ich komme sogleich." —

Anna Födorowna ist eine Frau von ungefähr dreißig Jahren, die viele Männer, mit Ausnahme des ihrigen, liebt und geliebt hat; ihr Mann ist ein reicher Gutsbesitzer, der ebenso vielen Frauen geneigt ist, mit Ausnahme von Anna Födorowna. Von den Rosen-Ketten der Ehe haben sie nur eine, eben diejenige, welche gewöhnlich etwas stärker als die übrigen ist, die Eifersucht, beibehalten, und mit ihr verfolgen sie einander unermüdlich seit zehn Jahren. —

Ich trete ein. Anna Födorowna liegt zu Bette mit geschwollenen Augen; sie hat Hitze und Schmerzen in der Brust — Alles deutet an, daß da eine Familien-Schlacht, feurig und langwierig wie die von Borodino, stattgefunden hat. Die Hausleute gehen erschrocken umher, die Möbeln sind in Unordnung, ein, in kleine Stücke zerschlagener Pfeifenkopf (offenbar nicht zufällig zerschlagen) liegt in einer Ecke und ein zerbrochenes Pfeifenrohr in der anderen.

„— Bei Ihnen sind die Nerven derangirt, Anna Födorowna, ich werde Ihnen ein wenig Kirschlorbeerwasser verschreiben, stellen Sie es nicht in's Licht — es verdirbt; nehmen Sie davon zu ... wie alt sind Sie, ungefähr zwanzig Jahre, nicht wahr? — also auch zu 20 oder 22 Tropfen ein."

Die Kranke erheitert sich und kneift sich die Lippen.

„— Wissen Sie aber, Anna Födorowna, Sie sollten eine Reise machen, wäre es auch nur auf ihr Gut; die Lebensweise, welche Sie führen, wird Ihre Gesundheit ganz zerrütten."

„— Wir reisen im Mai mit Nikanor Iwanowitsch auf's Gut."

„— Ah! recht schön! So bleiben Sie hier. Das wird noch besser sein."

„— Was wollen Sie damit sagen?"

„— Sie brauchen unbedingte Ruhe und Stille — sonst stehe ich nicht dafür, daß Alles das nicht sehr ernste Folgen habe."

„— Semön Iwanowitsch, ich bin die unglücklichste Frau auf der Welt, ich habe die Schwindsucht, ich muß sterben. Und an Allem dem ist dieser Bösewicht schuld ... Ach, Semön Iwanowitsch, retten Sie mich!"

„— Mit dem größten Vergnügen. Nur wird meine Arznei nicht aus der Apotheke kommen; da ist mein Recept: nehmen Sie ein kleines, reinliches Häuschen, in der möglichst größten Entfernung von Nikanor Iwanowitsch; fügen Sie hinzu: Möbeln, Blumen und Bücher. Zu leben, wie gesagt, still und ruhig. — Dieses Recept wird Ihnen helfen."

„— Für Sie ist das leicht zu sagen; Sie wissen nicht, was Ehe ist."

„— Ich weiß es nicht, aber ich vermuthe es: — ein gütlicher Zwang zusammenzuleben, wenn man Lust hat getrennt zu sein und ein vollkommener Luxus, wenn man Lust und Möglichkeit hat zusammenzuleben. Ist es nicht so?"

„— O, Sie sind bekannt für einen Freigeist! Wie sollte ich meinen Mann verlassen, obgleich er ein Bösewicht ist?"

Mir fiel Matröna Butschkin, Subject Nr. 29., ein.

„— Entschuldigen Sie mich, Anna Födorowna; nur meine vieljährige Praxis in Ihrem Hause erlaubt mir bis zu solcher Aufrichtigkeit zu gehen. Ich getraue mir, Ihnen eine unbescheidene Frage zu stellen."

„— Alles was Ihnen gefällig ist, Semön Iwanowitsch, Sie sind unser Hausfreund, Sie...."

„— Lieben Sie Ihren Mann nur im Geringsten?“

„— Ach, nein. Ich bin bereit das vor aller Welt zu sagen. Meine verrückte liebe Tante hat diese unglückliche Ehe zusammengeschmiedet.“

„— Gut, und liebt er Sie?“

„— Er hat keinen Funken von Liebe. Jetzt hat er ja fast ganz öffentlich eine Intrigue mit Pauline, der Tochter unsrer Nachbarin, — Sie kennen sie ja; nun, Gott sei mit ihm; aber was kostet ihm das für Geld!“

„— Schön. Also Sie lieben sich einander nicht, Sie plagen sich gegenseitig, sind beide reich, — was hält sie denn zusammen?“

„— Aber um Gotteswillen, Semön Iwanowitsch, für wen halten Sie mich denn? Mein Ruf ist mir theurer als mein Leben; was würde man von mir sagen?“ —

„— Das ist freilich eine andere Sache.... Ach, Gott! es ist schon halb eins, wie doch die Zeit .... Ja, also bis zu zweiundzwanzig Tropfen Kirschlorbeerwasser, so ungefähr drei Mal bis zur Nacht, und morgen werde ich suchen herzukommen, um zu sehen, wie es mit Ihrem Befinden geht.“

Kaum trat ich in den Saal, da wartete schon Nikanor Iwanowitsch, unrasirt, mit einem von Spi-

ritus und Zorn entstellten Gesichte auf mich. — „Semön Iwanowitsch, Semön Iwanowitsch, kommen Sie doch zu mir, in's Cabinet."

„— Recht gern; was befehlen Sie?"

„— Sie sind ein ehrlicher Mann, ich habe Sie mein Leben lang für einen ehrlichen Mann gekannt, Sie sind ein nobler Mensch — Sie wissen, was Ehre ist. Bis zum Grabe werde ich Ihnen verbunden sein, wenn Sie mir die Wahrheit sagen."

„— Sagen Sie mir gefälligst, was Sie zu wissen wünschen."

„— Nun, was meinen Sie von der Lage meiner Frau?"

„— Ist nicht gefährlich, beruhigen Sie sich, das wird schon vergehen; ich habe Tropfen verschrieben... Nur müßte sie Seelenruhe haben, sonst — Sie wissen ja — die Nerven ..."

„— Ei! hol' sie der Teufel! ich kümmere mich nicht darum — meinetwegen mag sie eher heute als morgen aus dem Hause herausgetragen werden; sie ist eine Schlange und kein Weib; Sie kennen sie nicht; sie hat mir die besten Jahre meines Lebens verdorben .... nicht davon ist die Rede."

„— Ich verstehe Sie nicht."

„— Wie, sind Sie denn so schwer von Begriffen?"

„— Wohlan, ich meine, ist ihre Krankheit verdächtiger Art oder nicht?“

„— Aha, nun verstehe ich! Sie möchten wissen, ob vielleicht Hoffnungen auf einen Erben sind?“

„— Einen Erben .... ja ich wollte sie lehren! Was ist das für ein Weib! O wissen Sie, wenn ich merke, daß ein Frauenzimmer in diese Richtung da einschlägt — so ist es aus mit ihr; nein, das vertrage ich nicht; meinetwegen mag sie der Teufel holen, aber sie ist doch meine eheliche Gattin, Semön Iwanowitsch, sie trägt meinen Namen, sie befleckt meinen Namen.“

„— Ich habe nichts davon bemerkt. Uebrigens wissen Sie, Nikanor Iwanowitsch, Sie sollten in verschiedenen Häusern wohnen, und noch besser: in verschiedenen Städten — Sie würden beide ruhiger sein.“

„— Recht so, ich sollte ihr wohl freien Willen lassen, nicht wahr? ha, ha, ha, — das haben Sie recht fein ausgedacht — ha, ha, ha! Daß ich ihr so was erlaube ... nein, ich bin ja kein Franzose; nein, ich kenne ja Gesetz und Schicklichkeit; o wäre nur meine Mutter am Leben — sie würde sie eigenhändig in den Sarg legen. Ich kenne all' ihre Kniffe, wenn ich sie nur aufdecken wollte.“

„— Ich empfehle mich Ihnen, hochgeehrter Nikanor Iwanowitsch, ich muß noch zu Ihrer Nachbarin."

„— Was fehlt ihr?" fragte der unerwartet ertappte Ehemann und wurde etwas verlegen.

„— Ich weiß nicht. Man hat das Stubenmädchen zu mir geschickt; die Tochter soll fortwährend etwas unwohl sein, — das Mädchen verstand nicht, ordentlich die Sache zu erzählen."

„— Mein Gott, was ist denn das? Ich habe Pauline Ignatjewna erst kürzlich gesehen."

„— Ja, manchmal treten Krankheiten rasch auf. Ich empfehle mich."

„— Semön Iwanowitsch, schon längst wollte ich ... entschuldigen Sie mich; das ist nun einmal schon so angenommen: der Priester lebt vom Altar. Ich bin Ihnen so sehr verbunden; erlauben Sie mir, Ihnen diese Tabacksdose anzubieten, nehmen Sie sie als ein Zeichen meiner innigsten Freundschaft an ... aber, Semön Iwanowitsch, ich hoffe doch, daß in jedem Falle — Ihre Verschwiegenheit ... ich meine hinsichtlich der Ehre eines wohlgeborenen Mädchens."

„Es giebt Dinge, für welche ein Arzt Ohren und Augen, aber keinen Mund hat."

Nikanor Iwanowitsch umarmte mich und machte mir mit seinen nassen Lippen und seinem schwitzenden Antlitz einen ziemlich unangenehmen Eindruck auf der Wange.

Erlauben Sie mir noch ein Beispiel anzuführen. Neben mir wohnt ein reicher Gutsbesitzer, der stolz auf sein Vermögen ist, ein Geizhals, u. s. w. Er hält sein Haus verschlossen, empfängt Niemanden, fährt selbst selten aus, und was er in der Stadt zu thun hat — ist nicht zu errathen; er steht nicht im Staatsdienst, hat keine Prozesse, sein Gut ist nur funfzig Werst entfernt und dennoch wohnt er in der Stadt. Seine Hauptbeschäftigung ist: Geld-Erwerbung und Geld-Anhäufung; dies geschieht aber hinter den Coulissen; ich will ihn in den feierlichen Momenten seines Lebens zeigen. Im Gasthause und auf der Post hat er die Dienstboten bestochen, damit sie ihn benachrichtigen, sobald irgend ein hoher Beamte, ein General von der Landwache oder von der Wasser-Communication, oder ein zur Revision der Gouvernements-Behörden abgesandter Beamte (doch nicht unter der V. Klasse) in der Stadt ankömmt. Sowie mein Nachbar solch eine Nachricht erhält, zieht er gleich seine Adels-Uniform an und begiebt sich zu seiner Excellenz; dieser, von der Reise ermüdet, schläft freilich; mein

Nachbar wird nicht zu ihm gelassen; er giebt Trinkgelder, beharrt auf seinem Vorsatze, wartet stundenlang, — endlich meldet man ihn an. Der Würdenträger (denn in solchen Augenblicken fühlt sich auch ein Beamter V. Klasse nicht nur als General, sondern gar als General-Feldmarschall) ist erzürnt; er empfängt den Besucher ohne seinen Grimm im mindesten zu verbergen und legt Maaß und Gewicht in jedes seiner Worte. Nach langen Umschweifen sagt ihm der Besucher endlich, daß seine ganze Bitte, von der sein eigenes Glück und dasjenige seiner Frau und Kinder abhängt, darin bestehe, daß Seine Excellenz geruhen möge, bei ihm morgen zu Mittag oder heute zu Abend zu speisen. Er weiß so rührend zu bitten, daß nicht Einer der hohen Würdenträger ihm zu widerstehen vermag, und er erhält von einem Jeden das gewünschte Versprechen. Dann schlägt die Stunde der Poesie im Leben meines Nachbars. Er eilt auf die Fischmärkte, kauft Sterlete von der Größe des berühmten Tambour-Majors des Regiments von Preobrajensk, der Fisch wird lebendig in einem mobilen See zu ihm auf den Hof gebracht; altväterisches Silbergeschirr wird ausgekramt, alter Wein hervorgeholt. Mein Nachbar läuft aus einem Zimmer ins andere, zankt sich mit seiner Frau, giebt seinem Haushof-

meister väterliche Correctionen, droht dem Koche (um ihn aufzumuntern) ihn auf sein ganzes Leben unglücklich und zum Krüppel zu machen, läd an zwanzig Gäste ein, räuchert in den Zimmern; dann empfängt er den Würdenträger im Vorhause und küßt ihm die Naht, die zum Aermel geht. Champagner fließt bei dem Geizhals auf die Gesundheit des hohen Reisenden. Und bemerken Sie wohl, Alles das wird aus Wahnsinn gethan, vollkommen uneigennützig. Was aber für die Psychiatrie noch wichtiger ist, war der Umstand, daß sein Wahnsinn allemal mit umgekehrten Kennzeichen (polarisch) sich auf dem Gaste reflectirte. Der Gast bekam den festen Glauben, daß er sich den Wirth auf sein ganzes Leben verpflichte dadurch, daß er gut bei ihm speiste. Ein anderes Mal werde ich noch fünf bis sechs andere Beispiele anführen; fürs Erste begnüge ich mich mit dem Gesagten.

Als ich mich in Betreff der Einwohner unsrer Stadt beruhigt hatte, ging ich weiter. Ich verschrieb mir die berühmtesten Reisebeschreibungen, alte und moderne historische Werke und abonnirte mich auf den „Hamburger unparteiischen Correspondenten." — Von allen Seiten strömten mir klare, unzweifelhafte Beweise für die Richtigkeit meiner Grund-Idee zu; mehr als ein Mal füllten sich meine Augen beim

Lesen mit Thränen der Rührung. Ich rede gar nicht von dem Hamburger Blatt; gleich von Anfang an habe ich es nicht als ein eitles Tagebuch über allerlei Dinge, sondern wohl als ein allgemeines Bulletin mannigfacher Wohlthätigkeits-Anstalten für Unglückliche, die an Seelenkrankheiten leiden, angesehn. Es war einerlei, welches geschichtliche Werk ich auch zu lesen vornahm, überall und zu allen Zeiten entdeckte ich verschiedene Arten von Wahnsinn, die sich zu einer universellen Verrücktheit vereinigten. Ob ich Titus Livius oder Muratori, Tacitus oder Gibbon vornahm, da war kein Unterschied; sie Alle bewiesen, gleich unserm vaterländischen Geschichtsschreiber Karamsin, nur das eine Thema: daß die Geschichte nichts weiter als eine bündige Erzählung vom chronisch-generischen Wahnsinn und dessen saumseliger Heilung ist. (Diese Erzählung berechtigt uns, per Induction die Hoffnung zu hegen, daß nach ein Paar tausend Jahren es zwei oder drei Arten von Wahnsinn weniger in der Welt geben wird.) Ich halte es für überflüssig, Beispiele anzuführen: ihre Zahl ist Legion! Schlagen Sie nach Belieben die Geschichte auf, überall wird es Ihnen auffallen, daß anstatt von wirklichen Interessen Alles von vermeintlichen, eingebildeten Interessen veranlaßt worden ist; sehen Sie nur zu,

weshalb Blut vergossen, weshalb Nothdurft ertragen, was gepriesen und was verpönt wird, und alsdann werden Sie sich von der Wahrheit überzeugen, die auf den ersten Blick als eine unheilvolle, beim zweiten aber als eine trostvolle erscheint, nämlich: daß Alles dies eine Folge der Gestörtheit der Geisteskräfte ist. Auch in der antiken Welt mag man schauen wohin man will, überall liegt der Unsinn fast ebenso offenbar vor Augen, wie in der modernen Welt. Hier brachte ein Vater seine Tochter zum Opfer, damit der Wind günstig werde; es fand sich ein alter Thor, um das arme Mädchen zu schlachten, — und man legte diese Rasenden nicht an die Kette, man brachte sie nicht ins Tollhaus, sie wurden als Hoherpriester und König anerkannt. Dort ließ ein König von Persien dem Meere Spießruthen geben und sah ebenso wenig den Unsinn seiner That ein, wie seine Feinde, die Athenienser, ihren Wahnsinn begriffen, als sie mit Schierling von Vernunft und Bewußtsein heilen wollten. Und was war das für ein hitziges Fieber, in Folge dessen die römischen Kaiser das Christenthum verfolgten; war es denn schwer einzusehen, daß Mittel, wie Henker, Kerker, Blutvergießen, Folterungen, nichts gegen heilige Ueberzeugungen ausrichten konnten und nur die bestialische Grausamkeit der Verfolger

befriedigten? — Als wie den Diocletianen et Consorten zum Hohne wurden die verfolgten Christen von Jahr zu Jahr kühner, gingen mit Gesang in den Circus und zuletzt haben sie ja den Sieg davongetragen.

Das bösartige Fieber schien endlich verschwunden zu sein, als es plötzlich von Neuem mit voller Wuth in den verschiedenen geistlichen und weltlichen Inquisitionen ausbrach. — Wie viele unschuldige, ehrliche Menschen sind da umsonst umgekommen, und ihre Richter dachten, daß sie ihre Pflicht erfüllt hätten und schliefen ganz ruhig, nur einige Schritte von dem Orte entfernt, wo die Ketzer gebraten wurden, ein.

Kommen wir zur neuen Welt. — Wer die deutlichen Kennzeichen des Wahnsinnes im Mittelalter nicht erblickt, der ist gänzlich unbewandert in der Psychiatrie. Im Mittelalter ist Alles unsinnig. Kömmt auch bisweilen etwas Sinniges hervor, so kömmt es ganz wider Willen, absichtslos. Kein einziger gesunder Begriff war in den mittelalterlichen Köpfen übrig geblieben, Alles war in Verwirrung. Man predigte Liebe — und lebte in Haß, man predigte Frieden — und Blut wurde stromweise vergossen. Dazu verfielen noch ganze Stände in den epidemischen Schwindel auf ihre eigne Art und

Weise. So z. B. hielt man Einen gepanzerten Menschen für stärker als tausend mit Stangen bewaffnete Menschen, und die Ritter wurden wahnsinnig über den Gedanken, sie seien wilde Thiere, nnd hielten sich selber in dem Zellensystem der modernen Gefängnisse ähnlichen, befestigten Irrenhäusern, auf Felsen, in Wäldern u. s. w.

Die Geschichte bleibt bis jetzt unbegreiflich, weil der Gesichtspunkt falsch ist, von dem man sie auffaßt; da die Geschichtschreiber meistentheils nicht Aerzte sind, so wissen sie nicht, worauf sie ihre Aufmerksamkeit richten sollen. Ueberall bemühen sie sich eine später erdachte Vernunftmäßigkeit und Nothwendigkeit hervorzuheben; während man im Gegentheil die Geschichte vom Standpunkte der Pathologie und Psychiatrie aus auffassen sollte; man muß die historischen Persönlichkeiten vom Standpunkte des Wahnsinns, die Ereignisse im Lichte ihrer Absurdität und Nothwendigkeit betrachten. Die Geschichte ist ein, von der wohlthätigen Natur erzeugtes hitziges Fieber, vermittelst dessen die Menschheit sich von der Bestialität befreit. Die Gegenwirkung mag aber noch so nützlich sein, so bleibt sie doch eine Krankheit, ein hitziges Fieber. Uebrigens ist es in unserem gebildeten Zeitalter eine Schande, den einfachen Gedanken zu demonstriren, daß die Geschichte

die Autobiographie eines Wahnsinnigen ist. Annalen und Reisebeschreibungen bieten dasselbe Interesse dar, welches wir in einem anatomisch-pathologischen Cabinet finden. A propos von Reisebeschreibungen. Sie haben mich nicht weniger als die Geschichte mit Bestätigungen bereichert, und mit desto angenehmeren, als alle Verrücktheiten, von welchen in ihnen die Rede ist, nicht vor Jahrtausenden begangen worden sind, sondern jetzt eben, zu dieser Stunde, in dem Augenblicke, wo ich schreibe, Statt finden, und ebenso in dem Augenblicke Statt finden werden, wo Sie, geneigter Leser, sich mit dem Lesen meines Fragments beschäftigen werden. Beweise anzuführen wäre auch hier reiner Luxus; öffnen Sie nur Magellan, Dümont-d'Urville, und lesen Sie das Erste Beste, worauf Ihr Blick fällt, — es wird immer etwas Schönes sein, — Sie werden entweder auf einen Indier treffen, der zu Wischnu's Ruhm zwanzig Jahre mit aufgehobener Hand sitzt und sich die Nase nicht abwischt, um in der andern Welt die endlose Absorption seines Ichs zu erwerben; oder auf eine Frau, die sich aus Anstand und Höflichkeit auf den Scheiterhaufen stürzt, auf dem die Leiche ihres Mannes verbrannt wird. Der Orient ist das classische Land des Wahnsinnes; doch giebt es auch in Europa recht befriedigende

Symptome — sowohl in der irländischen Angelegenheit, als in der Frage vom Pauperismus, und mehreren anderen. Es sind auch in Europa noch alle asiatischen Verrücktheiten mit etlichen Modificationen geblieben, wie z. B. die Braminen, die Kschatrias und die Parias *).

Doch es ist Zeit, daß ich meinen Aufsatz schließe. Ich wollte dem Publikum für's Erste nur ein kurzes Fragment vorlegen. Wer mehr in diesem Fache zu wissen wünscht, mag mein Lehrbuch der Psychiatrie kaufen, sobald dasselbe erschienen sein wird.

Erläuternder Zusatz vom Verfasser.

Aber es ist mir unmöglich die Feder bei Seite zu legen, ohne noch einige erläuternde und, so zu sagen, warnende Bemerkungen hinzuzufügen. Ich

*) Freilich haben sich die Benennungen verändert; für die Aristokraten sind die Namen: Ritter, Marquis, Baron, Mittelstand, Eigenthümer, Spießbürger; für die Parias die der Plebejer und Proletarier eingeführt; einigemal nannte man sie kurzweg Leute. Dieser Gebrauch existirt auch bei uns in Rußland; so pflegt man bei uns zu sagen: „Geh' in's Leute-Zimmer; ruf' mir den Menschen", um auszudrücken, man solle in die Stube der Dienstboten gehen und einen von ihnen holen; oder: „Ei, Mensch! was bist du für ein Vieh!" — In zoognostischer Hinsicht ist das freilich verworren, philosophisch aber ist es gut.

weiß, daß Uebelwollende mich des Wunsches: durch Neuheit glänzen zu wollen, beschuldigen werden; sie werden mich beschuldigen, hochmüthig und verachtend gegen die Kranken zu sein, — weil ich sie nicht für gesund halte. — Doch mein Gewissen ist rein! Weder Hochmuth noch Verachtung, sondern Liebe hat mich auf meine Theorie gebracht, und als ich mich von der Wahrheit derselben überzeugt hatte, veränderte sich mein ganzes moralisches Verhalten, mir wurde leicht um's Herz, Vertrauen und Hoffnung blühten in mir auf, wie in der Jugendzeit. Die frühere Intoleranz, die Bereitwilligkeit zu tadeln und zu verurtheilen, wurden durch ein warmes Mitgefühl zu den Kranken ersetzt; an die Stelle des abscheulichen Gelüstes der Rache für Handlungen, die offenbar unter dem Einflusse der Krankheit vollbracht worden waren, trat eine milde Nachsicht und der eifrige Wunsch dem Kranken zu helfen. (Sogar im Irrenhause habe ich das Strafsystem abgeschafft, da ich weder in Wetteifer mit den Verrückten treten, noch sie an Unsinn übertreffen wollte. Was aber die vorausgesetzte Anklage hinsichtlich meines Wunsches, durch Neuheit glänzen zu wollen, betrifft, so ist es meine Pflicht zu bemerken, daß der von mir durchgeführte medicinische Gedanke schon mehreren Personen in den Sinn ge-

kommen ist. Aristoteles nannte Anaxagoras den einzigen Nüchternen in der Menge der Betrunkenen. Spinoza sah die Ohnmacht der Vernunft im sittenlosen Menschen; er sah in ihm das krankhafte Bedürfniß, sich in Leidenschaften zu berauschen. Bentham, der englische Arzt, dem ich mein Motto entlehnt habe, zweifelte nicht an der Krankheit des Gehirns, sondern suchte ihre Ursache in dem Schrecken und in der Erschütterung, welche zur Zeit der Sündfluth stattgefunden haben. Bentham, endlich, sagte gerade heraus, daß „jeder Verbrecher vor Allem ein schlechter Rechner ist.“ Bentham hat vollkommen Recht; er hat aber das Eine nicht begriffen, daß der Verbrecher grobe arithmetische Fehler macht, während alle Uebrigen auch schlechte Rechner sind, aber kleine Fehlerchen machen. Uns umringt eine Atmosphäre, die voll von Phantasmen und sehr verdummend ist; mehr oder weniger wird jeder Mensch, wie Matröna's Tochter (s. oben), von Kindheit an der epidemischen Verrücktheit des ihn umgebenden Mediums theilhaftig (die deutschen Aerzte bezeichnen diese Krankheit mit dem Namen des historischen Standpunkts); unser ganzes Leben, alle unsere Handlungen sind ganz dieser Atmosphäre gemäß berechnet, gleichwie die absurden Formen der Ichtiosau-

ren und Mastadonten der ursprünglichen Atmosphäre der Erde gemäß berechnet und ihr entsprechend waren. Stellenweise wird die Luft reiner, die Seelenkrankheiten lindern sich. Aber es ist nicht leicht, in der menschlichen Seele den generischen Wahnsinn zu verarbeiten; ungeheure Anstrengungen müssen für den kleinsten Schritt gemacht werden. Gedenken Sie nur des Romantismus, — dieser geistigen Scrofelseuche, einer der ärgsten psychischen Epidemien, welche den Organismus in beständiger und unnatürlicher Aufregung erhält, — vor allem Wirklichen und Praktischen Abscheu einflößt und durch eingebildete Leidenschaften den Menschen erschöpft. Gedenken Sie des Aristokratismus, dieses eingewurzelten Podagra's der sittlichen Welt; dann, des judäischen Aussatzes der ausschließlichen Nationalität (des Bayerthums, Sachsenthums, der Slavomanie ....) und mehrerer anderer.

Ich erwarte noch eine Frage. Wohlan, wird man mir sagen, du, der du dich so viele Jahre mit historischer Psychiatrie beschäftigt hast, hast du irgend welche Heilmittel entdeckt? Was ist denn die Frucht deiner Mühe? — Erstens, ist die Frucht meiner Bemühungen: die Wahrheit; zweitens: der Gesichtspunkt; drittens: habe ich bei weitem noch nicht Alles gesagt, ich habe nur angedeutet, nur

bezeichnet. — Der Heilmittel habe ich nur wenige gefunden; doch giebt es welche. Bei weiterer Entwickelung der organischen Chemie, nach guten Zerlegungen des Cerebrinums, des Gehirnproteïns, nach chemischer Analyse der Wirkung der Leidenschaften, u. s. w., werden wir die Mittel entdecken — mit wohlthätiger Beihülfe der Natur, die Gehirnsubstanz zu verfertigen und zu verbessern. — Wir sind im Besitz wichtiger praktischer Beobachtungen hinsichtlich der Möglichkeit, auf chemischem Wege die geistige Seite des Menschen, obzwar sie ganz unabhängig ist, zu verbessern und zu modificiren. So z. B. macht eine, in gehöriger Weise angewandte, Champagner-Cur den Menschen zu Freundschaft, Muth, freudigen Gefühlen und herzlichen Umarmungen geneigt. Wirkt man aber auf dieselbe Weise, d. h. indem man ihn durch den Magen in die Adern, und von da in den Kopf befördert, mit Burgunder, so erhält man ein ganz anderes Resultat: der Mensch wird düster und wortkarg, mehr zur Eifersucht als zur Liebe, mehr zur Reue als zum Genuß, mehr zur Trauer über die Sünden der Welt als zur Nachsicht geneigt.

Meiner Ansicht nach liegt hierin der Schlüssel zur Psychotherapie, und so beschäftige ich mich schon das zehnte Jahr, ohne weder Mittel noch Gesund-

heit zu schonen, beständig mit dem Studium der Wirkung der obengenannten, so wie mehrerer anderer Medikamente auf die Geistesfähigkeiten. Was thut nicht der Mensch aus Liebe zur Wissenschaft!

Schnellpressendruck von Pontt & v. Döhren.